



RUHRSTAHL



11

NOVEMBER
1958

Verlagspostamt Witten

Werkzeitschrift

Nur für Betriebsangehörige



Titelfoto:

Auf Lager produziert

Auch auf der Henrichshütte stapeln sich in diesen Monaten Rohstahlblöcke, die auf Grund der schlechten Absatzlage für Grobbleche zur Zeit nur in geringerem Umfang ausgewalzt werden können. So erinnern denn die kalten Blöcke viele unserer Mitarbeiter auf dem Weg vom und zum Betrieb daran, daß die Zeiten, in denen das Stahlwerk kaum genug Vormaterial für das Walzwerk liefern konnte, fürs erste vorbei sind. Die Stahlläger der Hüttenwerke sind so für die Hüttenmänner — wie die Kohlenhalden für die Bergleute — zum Symbol der Absatzflaute geworden. Erst der Abbau dieser Läger wird einen neuerlichen Konjunkturaufschwung in der Eisen schaffenden Industrie anzeigen.

Foto: Ahlborn

Rücktitel:

Worauf pfeift man?

Abgesehen davon, daß hier auf Fingern gepiffen wird, scheint es charakteristisch für die moderne Jugend zu sein, daß sie auf alles mögliche pfeift: auf gutes Benehmen, auf die Erwachsenen, auf die Autorität schlechthin. Nun ja, das sind halt die Flegeljahre, und die sind gewiß nichts Neues. Allerdings, so scheint es, dauern sie heute länger als noch vor einer Generation und nehmen mitunter handgreifliche Formen an. Wir erinnern nur an die kürzlichen „Rock 'n Roll“-Krawalle in Berlin, Hamburg und Essen. Psychologen sehen eine Erklärung dafür im Nachhinken der geistigen hinter der körperlichen Reife. Manche dieser Auswüchse ließen sich wahrscheinlich vermeiden, wollten sich die Eltern nachhaltiger und mit mehr Verständnis um die Probleme ihrer Kinder, besonders im „teenager“-Alter, kümmern.

Foto: Ahlborn

Kasimir Gritzmann kam 1947 zur Henrichshütte, wo er nach einem Umschulungslehrgang Kranführer im Walzwerk wurde. Da er sämtliche Kräne fahren kann, arbeitet er schon seit Jahren als „Springer“ in der Verladehalle des Walzwerks.

Allein auf der Henrichshütte werden 242 Kräne eingesetzt, die größten besitzen eine Tragfähigkeit von 200 t, die kleinsten von 5 t. Es sieht so leicht aus, wenn ein Kran scheinbar spielend schwere Lasten bewegt. Vom Fahrerstand aus gesehen wird jedoch das oft auf Zentimeter genau kalkulierte Aufheben und Absetzen der Lasten zum Problem. Hier zeigt es sich, ob der Kranführer über das notwendige Raumgefühl verfügt.

Foto: Ahlborn

NOVEMBER: *Monat der Besinnung*

Nebel verschleiert der Zechentürme stählerne Symmetrie, läßt der Hochöfen zweckgebundene Architektur in milchigem Weiß verschwinden. Schemen gleich wirken die riesigen Werksanlagen der Hütten und Zechen hinter dem dunstigen Gewaber, das den sinkenden Novembertagen einen Zug ins Unwirkliche gibt. Langsamer fließt der stetige Autostrom durch die Verkehrsadern des dichtbesiedelten Industriegebiets. Grelle Lichtkegel, in den Rändern zerflatternd, versuchen die Nebel zu durchdringen; orangerot färbt sich der Abend, die Nacht, beim Abstieg der Hütten, beim Abfackeln überschüssiger Gase der Zechenkokereien, vervielfacht durch die prismaartige Wirkung des feuchten, undurchdringlichen Schleiers über dem Land an der Ruhr. November im Revier.

Vergilbende, fallende, modernde Blätter; geschlossen der Wolken Grau, heftige Winde, Regen, den Tag vertrübend; Hagelstürme, wechselnd mit plötzlich aufreißender Wolkendecke; Feuchtigkeit, die klamm und kalt in die Kleidung dringt. Kürzer werden die Tage, trauriger; länger werden die Nächte, kälter, schweigsamer. November.

Es sind die Wochen, in denen der Mensch stets von neuem schmerzlich gewahr wird, daß die Natur nach eigengesetzlichem Rhythmus sich ihrer sommerlichen Pracht entledigt, nachdem sie in den Herbstwochen noch einmal ihr schönstes Gewand angelegt hat. Das Jahr geht zur Neige, die Ernte ist in den Scheuern geborgen; der Winter, Atempause der Natur, kündigt sich an. Vorbei ist der Frohsinn des Sommers, geschwunden sind die flammenden Farben des Herbstes. In Grau hüllt sich das Land.

Auch der Mensch lebt in diesem Rhythmus der Natur. Er lebt in ihm sogar bewußt. Nicht von ungefähr ist der November jener Monat im Kreislauf des Jahres, der der inneren Besinnung gilt. Es kommt dabei vielleicht gar nicht allein darauf an, daß die christlichen Kirchen gerade in diesem Monat die Tage des Gedenkens an die Toten, die Tage der Buße und Allerheiligen feiern. Es ist einfach die Zeit im Jahr, da der Mensch zur inneren Einkehr gezwungen wird, durch die äußere Sinnfälligkeit alles Vergänglichen, veranschaulicht durch das scheinbare Absterben der sich auf den Winter vorbereitenden Natur.

Der Blick des Menschen richtet sich in diesen Wochen zurück, in die Vergangenheit, die nicht nur Freude brachte, sondern auch Schmerz und Verlust. Mancher trauert um Verwandte oder Freunde, die für immer abberufen wurden. Mancher Schicksalsschlag mußte erduldet werden, der jetzt, in den zwielichtigen Novembertagen, noch einmal mit ganzer Stärke die Seele belastet. Wir, in den Monaten der Sonne und der blühenden, reifenden Natur überschwenglicher und — man darf wohl sagen — vergeßlicher, spüren nun plötzlich wieder jenes innere Frösteln, das uns gerade am Ende des Jahres stets daran gemahnt, daß wir bei allem Fortschritt, den das Menschengeschlecht im Lauf der Jahrtausende durchlaufen hat, doch nur Körnchen in der Unendlichkeit des Kosmos sind. Und doch ist das persönliche Schicksal, so wird vielen gerade jetzt zur Gewißheit, eine Bürde, die zu tragen oftmals schwer ist, fast zu schwer. Aber es ist uns auferlegt, mit dieser Bürde fertig zu werden, sie zu bewältigen.

Es ist letztlich Sache des einzelnen, wie er mit sich und seinen Sorgen fertig wird. Gerade in diesen Wochen, da manche Männer auf den Hütten um ihre Arbeitsplätze bangen, da sie den kommenden Weihnachtswochen nicht mit der noch vor Jahresfrist unbekümmerten Zuversicht entgegensehen, ist eine kurze Spanne der Besinnung mehr denn je ein Gebot der Stunde. Jetzt erst wird sich der einzelne beweisen müssen, daß er auch in schweren, kritischen Zeiten stark ist, daß er über einen inneren Kraftquell verfügt, der ihm über ein Tief hinweghilft.

Unser Leben fließt in den meisten Fällen nicht gemächlich in einem Bett, dessen Ufer eingefriedet sind und das keine Untiefen kennt. Plötzliche Kehren, Untiefen und Strudel machen das Dasein für jeden von uns zu einem gefährlichen Abenteuer, das es zu bestehen gilt. Mancher hat sich im Laufe eines langen Lebens daran gewöhnt, weiß, gleich einem kundigen Führer, die Tücken zu umgehen oder im rechten Augenblick richtig zu reagieren. Viele aber stehen erst am Anfang, kannten bislang nur des Schicksals Freundlichkeiten. Und plötzlich nimmt der Tod ihnen einen vertrauten Menschen, läßt sie selbst Schweres an Leib oder Seele erdulden. Nun, da es gilt, das Leben auch in Zeiten der Bedrängnis zu meistern, muß sich für kurze Zeit der Blick nach innen richten. Das fällt zu keiner Zeit schwerer und ist doch zu keiner Zeit wichtiger als eben jetzt, da die Novembernebel das Land verschatten.

Aber nicht nur den Bedrängten ist der November ein Monat trostspendender Einkehr. Auch der vom Glück Begünstigte sollte kurz verweilen, sollte einen symbolischen Tribut zollen an die Schatten der Dahingeschiedenen, sollte jetzt mehr denn je dankbar sein für die Güte eines freundlichen Geschicks, das ihm gewogen war.

Wir alle, ohne Ansehen des Standes oder der Person, werden und können uns nicht der Stimmung der Besinnlichkeit entziehen, die jeden von uns in diesen Wochen ergreift. Es ist wie ein Abschiednehmen von einem wechselvollen Jahr. Aber es ist auch schon wie eine Vorbereitung für die vor uns liegenden Wochen der Weihnachtszeit, die uns vom Heil künden sollen, das vor zweitausend Jahren dieser Welt der Irrungen widerfahren ist. Der November ist nicht nur eine Spanne des Atemholens der Natur, die sich zur Ruhe begibt, um im kommenden Frühjahr wiederum unser aller Herzen mit ihrer zauberhaften, zarten Pracht zu weiten. Der November ist auch gleichzeitig jene Spanne Zeit im Jahr, die mehr als jede andere dazu angetan ist, uns daran zu gemahnen, daß es kein Vorwärts ohne Verweilen geben kann, keine Freude ohne innere Besinnung, aber auch keinen Schmerz ohne Trost.

Daran sollten wir denken, wenn die Novembernebel fallen und wir fröstelnd des Sommers Sonne und die linde Wärme sternerklarer Nächte herbeisehnen, die uns jetzt, da die Wintergestirne über den feucht-kalten Wolken regieren, seit einer Ewigkeit vergangen dünken.

RUHRSTAHL WERKZEITSCHRIFT

Nr. 11 November 1958

Aus dem Inhalt:

Seite

Portrait der Arbeit: Der Kranführer	2
Redaktionskommentar: Novemberstimmung	3
Henrichshütte: Kurzarbeit	4/5
Theater im Revier: Schauspielhaus Bochum	6—10
Feuilleton: Die kleinen Gespräche	11
Freizeit — ein soziales Problem?	12—14
Wohnungsbau: Henrichshütte baut weiter	15
Brackwede: Neuer Werkzeugbau	16/17
Gemeinschaftswerk Hattingen	18/19
Werksarzt: Der schmerzende Rücken	20
Henrichshütte: Meisterexkursion	21
Kurzkomentar: Portugiesische „Umschüler“	22

Herausgeber: Ruhrstahl Aktiengesellschaft, Witten

Verantwortlich: Siegfried Westphal, Leiter der
Presse-Abteilung

Redaktion: Dipl.-Volkswirt Heiko Philipp, Witten-
Annen, Stockumer Straße 10, Telefon 65 41
Nebenanschlüsse 72 70/72 69

Fotos: Werkzeitschrift Ahlborn (42); Werksfoto (1);
Archiv (1)

Illustrationen: Siebeck (6)

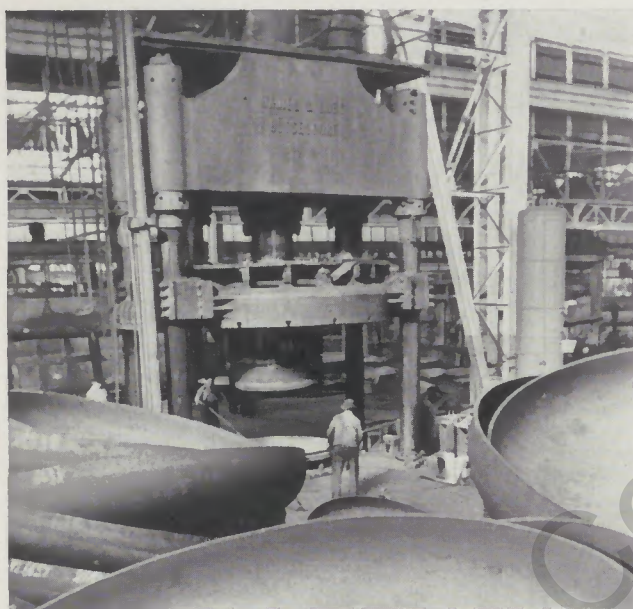
Klischees: Proll und Kropf, Bochum

Druck: C. Hundt sel. Wwe., Hattingen

Auflage: 15 400

Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion



Kurzarbeit auf der Hütte

Bei einem raschen Gang durch die Werksstraßen der Henrichshütte fällt es kaum auf, daß seit Wochen die Produktion gedrosselt ist, daß sich das hektische Tempo der vergangenen Jahre in den Betrieben beruhigt hat. Noch immer scheuchen Lkw den Fußgänger zur Seite, pfeifen die Werksloks ihr schrilles „Achtung“ an Kreuzungen und Übergängen. Noch immer strömen Tausende durch die Werkstore. Noch sind rund 8000 Hüttenmänner schichtweise während des 24stündigen Kreislaufs des Stundenzeigers auf ihren Arbeitsplätzen zu finden. Die Produktion erreicht allerdings nicht mehr die Rekordziffern vergangener Monate. Insbesondere im Stahlwerk ist es ruhiger geworden und entsprechend auch im Grobblechwalzwerk; in diesen Wochen laufen verhältnismäßig weniger Blöcke als sonst durch die Walzen.

In der Stahlformgießerei und in der Eisengießerei sowie im Preß- und Hammerwerk ist es ebenfalls einigermaßen still geworden. Die Beschäftigung der Bearbeitungswerkstätten war Anfang November recht unterschiedlich. Die Abteilungen der Mittelbearbeitung mußten noch eine weitere Arbeitszeiteinschränkung hinnehmen; die schweren Maschinen in der BW I und im Maschinenbau arbeiten zum Teil noch voll. Allerdings fehlen auch hier verschiedentlich die notwendigen Anschlußaufträge. Am besten beschäftigt sind zur Zeit noch die Werkstätten für Rollendes Material sowie Apparatebau und Kumpelwerk.

Aber bei aller äußeren Aktivität, die allerorts noch auf der Hütte anzutreffen ist, dürfen wir uns nicht täuschen: Nur ein Drittel der gesamten Hüttenbelegschaft verfuhr Anfang November volle Schichten. Die übrigen Mitarbeiter mußten eingeschränkte Arbeitszeit in Kauf nehmen oder zur Kurzarbeit übergehen.



Streiflichter aus den Betrieben:

Die Grobblechstraße produziert zur Zeit nur an 5 Tagen in der Woche. Seit Einführung der Kurzarbeit wird an jedem Montag auf Reparaturschicht gearbeitet (Bild oben links). Gut beschäftigt ist gegenwärtig neben anderen Betrieben das Kumpelwerk der Hütte (Bild links Mitte). Routine-Reparaturarbeiten im Stahlwerk erlauben, in Muße das Innere eines SM-Ofens zu betrachten (Bild links). Eine Kuriosität stellt der mathematisch ausgeklügelte 16-Wochen-Schichtplan des Hochofenbetriebes dar, der durch die eingeschränkte Arbeitszeit notwendig wurde (Bild rechts außen). Der seinerzeit gebildete paritätisch besetzte Ausschuß für Arbeitszeitverkürzung befaßt sich heute vorwiegend mit Problemen der Kurzarbeit und ist Berufungsinstanz für Einsprüche gegen Entlassungen (Bild rechts).

Ob am Hochofen, im Stahlwerk, im Walzwerk oder in den Bearbeitungswerkstätten, überall – hier mehr, dort weniger – gewinnt man den Eindruck, als befinde sich die Henrichshütte in einer Atempause. Mensch und Maschine haben sie gewiß verdient, denkt man zurück an die vergangenen Jahre, in denen ständig an die Kapazitätsgrenze menschlicher und technischer Leistungsfähigkeit produziert werden mußte. Aber wie lange währt eine solche Atempause der Konjunktur? Wie wir schon in unseren früheren Werkzeitschriften schrieben, läßt sich die Dauer einer Konjunkturflaute nicht absehen. Wir müssen dieses „Tief“ durchlaufen. Wenn die Stahlabrufe wieder zunehmen, muß das Werk voll leistungsfähig sein.

Kurzarbeiterunterstützung

1. Kurzarbeiterunterstützung erhalten alle Arbeitnehmer (Arbeiter und Angestellte), die in einer arbeitslosenversicherungspflichtigen Arbeit stehen; ausgenommen sind die zur Berufsausbildung beschäftigten Belegschaftsmitglieder.

2. Kurzarbeiterunterstützung wird gewährt, wenn in der ersten Doppelwoche die Mehrheit der tatsächlich im Betrieb oder in der Betriebsabteilung beschäftigten Arbeitnehmer weniger als $\frac{1}{2}$ der betriebsüblichen Arbeitszeit beschäftigt wird. Als betriebsübliche Arbeitszeit gilt die regelmäßige betriebliche Arbeitszeit vor Einführung der Kurzarbeit, soweit sie gesetzlich zulässig ist und Mehrarbeitszuschläge noch nicht gezahlt werden.

3. Kurzarbeiterunterstützung darf an die Belegschaftsmitglieder, die in den letzten 6 Wochen vor Einführung der Kurzarbeit die betriebsübliche Arbeitszeit um mehr als 10 % überschritten haben, erst mit Beginn der 2. Doppelwoche gezahlt werden.

4. Kurzarbeiterunterstützung entfällt, wenn die Anzahl der Kurzarbeiter auf 10 % oder weniger aller in der 1. Doppelwoche tatsächlich beschäftigt gewesen Arbeitnehmer absinkt.

5. Kurzarbeiterunterstützung richtet sich in ihrer Höhe nach dem Differenzbetrag zwischen dem Kurzlohn (tatsächlich erzielter Arbeitsentgelt während der Kurzarbeit) und dem bei der betriebsüblichen Arbeitszeit erzielbaren Vollohn. Den Verdienstausschlag für Arbeitszeiteinschränkungen bis zu $\frac{1}{2}$ der betriebsüblichen Arbeitszeit muß das Belegschaftsmitglied in vollem Umfange selbst tragen.

6. Kurzarbeiterunterstützung kann längstens 14 Wochen gezahlt werden. Durch eine Ausnahmegenehmigung vom Verwaltungsrat der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung in Verbindung mit dem Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung vom 16. Oktober 1958 wurde dieser Unterstützungszeitraum für die Eisen- und Stahlindustrie in Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Hessen-Nassau auf 26 Wochen verlängert.

Beispiele:

- Unverheiratet: Stundenlohn DM 2,50
Normalarbeitszeit: 45 Stunden/Woche
Arbeitszeit während der Kurzarbeit: 24 Stunden/Woche
Verdienst in 14 Tagen bei Vollarbeit: DM 229,50
Verdienst in 14 Tagen bei Kurzarbeit: DM 122,40
Kurzarbeiterunterstützung für 14 Tage: DM 34,20
- Verheiratet mit Kindern (Kinderzahl ist ohne Bedeutung)
Stundenlohn: DM 3,00
Normalarbeitszeit: 42 Stunden/Woche
Arbeitszeit während der Kurzarbeit: 33,6 Stunden/Woche
Verdienst in 14 Tagen bei Vollarbeit: DM 263,76
Verdienst in 14 Tagen bei Kurzarbeit: DM 211,01
Kurzarbeiterunterstützung für 14 Tage: DM 3,80



THEATER
IM REVIER

SCHAUSPIELHAUS BOCHUM

Das Schauspielhaus Bochum, seit der Spielzeit 1948/49 unter der Leitung von Hans Schalla, gehört zu den bedeutendsten Bühnen Westdeutschlands. 1919 gegründet, hat sich das Theater unter der Intendanz von Saladin Schmitt bereits frühzeitig einen Namen geschaffen, der weit über die Grenzen des Ruhrgebiets hinaus Beachtung fand. Hans Schalla, als Nachfolger Schmitts, hat den Ruhm des Hauses nicht nur zu wahren, sondern zu mehren gewußt. — Viele unserer Mitarbeiter gehen im Laufe einer Spielzeit zu Aufführungen des Schauspielhauses Bochum. Allein rund 200 Hüttenleute sehen im Rahmen der „Theater-gemeinde“ regelmäßig klassische und moderne Stücke auf der Bochumer Bühne. Kaum einem von diesen Theater-Interessierten dürfte aber bislang ein Blick „hinter die Kulissen“ gestattet worden sein. Die Ruhrstahl-Werkzeitschrift dagegen hatte Gelegenheit, für ihre Leser die verschiedenen Stadien des Stückes „Käthchen von Heilbronn“ von Heinrich v. Kleist von den ersten Proben bis zur Premiere miterleben.

Vorhang... Im Zuschauerraum rauscht der Beifall noch einmal auf, wird schwächer, verebbt. Ein letztes Mal haben sich die Hauptdarsteller verneigt. Abgespannt gehen sie nun über die Bühne zu den Garderoben. 22 Uhr 53 notiert der Inspizient, das „Mädchen für alles“ hinter der Bühne. Verlassen, kalt, riesig liegt der noch dekorierte Bühnenraum im neutralen Licht der Bühnenrampenscheinwerfer. Minuten später verlassen die Schauspieler den Bühneneingang, besteigen Mopeds, Autos oder gehen zu Fuß im dämmrigen Schein der Straßenlaternen zu einer Bus- oder Straßenbahnhaltestelle. Durch nichts unterscheiden sie sich von tausend anderen Bürgern der Stadt.

Der Beruf des Schauspielers ist einer unter vielen Berufen. Nur wenige erklimmen die schmale Leiter zu nationaler oder gar internationaler Berühmtheit. Die meisten bleiben am Ort, bilden das ständige Ensemble. Der eine oder andere unter ihnen wird wohl früher oder später nach München gehen, nach Hamburg oder Berlin, den Städten, die heute Westdeutschlands Theatermetropolen sind. Der Film wird bei ihm anklopfen. Die anderen aber bleiben zurück, werden eine aufeinanderabgestimmte Gemeinschaft, bilden das Team, mit dem der Intendant in beständiger Arbeit seine Ideen verwirklichen kann. Statisten, Choren, Hauptdarsteller. Und gelegentlich kommt ein Star — als Gast.

Technische Probe — Beleuchtungsprobe... Im Vorparkett des Zuschauerraumes ist ein Spezialtisch aufgestellt. Neben einer Thermosflasche, einer Tasse, einem Brotteller liegen Bleistift und Textbuch. Im verdeckten Licht einer Leselampe erkennt man den Regisseur, flankiert vom Bühnenbildner, dem Dramaturgen, dem Beleuchtungsinspektor. Der Vorstand der Bühnenmaler hält sich in der Nähe, der technische Direktor gibt auf der Bühne letzte Anweisungen. Jedes Wort hallt in der Tiefe des abgedunkelten Zuschauerraumes. Auf der Bühne schweben die „Hänger“ für die Schloßbrandszene des „Käthchen von Heilbronn“ aus der schwindelnden Höhe des „Schnürbodens“ herab. Noch aber ist die Szenerie nichts als bemalte, verleimte Leinwand, durch Holzrahmen und Maschendraht zusammengehalten.

„So, dann wollen wir mal...“ Der Regisseur gibt das Zeichen, mit den Beleuchtungsproben für dieses Bild zu beginnen.

Und nun wird es für den Laien technisch. Da ist von „Rinnen“ die Rede und „Rängen“, von der „Krone“ und den „Rampen“, aber auch von „Türmen“ wird gesprochen und „Galerien“. Gemeint sind die verschiedenen Scheinwerferbatterien, an den Seiten und an der Decke des Zuschauerraumes, hinter dem Bühnenrahmen, an seinen Seiten und in den Staffeln des Schnürbodens. Die Lichtstärken werden in Prozent angegeben, die einzelnen Scheinwerfer mit Nummern bezeichnet. Da muß „der rechte Turm eingezogen werden“, gemeint ist eine Verringerung der Lichtstärke, während die „Galerie etwas kommen“ soll. Ein „Verfolger“ muß dem Akteur auf den Fersen bleiben. Es wird mit roten und blauen Vorsatzscheiben herumexperimentiert. Ultraviolettes Licht verhilft dem „Illusionsfeuer“ zu eindrucksvoller Leuchtkraft. Es ist ein Tasten nach der besten optischen Wirkung. Die Minuten verrinnen; immer wieder werden neue Scheinwerfereinstellungen ausprobiert. Kommandos schallen durch den Raum. Der Beleuchtungsmeister in seiner Kabine neben dem Bühnenrahmen hat alle Hände voll zu tun, unter seinen rund 160 Scheinwerfern die gewünschten Einstellungen durchzuführen und in sein Textbuch zu übertragen. Seine sieben Mitarbeiter, verteilt auf die verschiedenen Scheinwerferbatterien, müssen ebenfalls höllisch aufpassen. Die technische Probe

◀ Der Intendant Hans Schalla

ist mitentscheidend für das Gelingen der Aufführung, denn jetzt ist nicht nur Gelegenheit, den Auf- und Abbau des Bühnenbildes zu erproben, sondern vor allem die für jedes Bild erwünschte Ausleuchtung für alle Aufführungen des Stückes festzulegen. Das am Bühnenbild und an den „Beleuchtungsständen“ bis in die Generalprobe immer wieder geändert wird, ist allerdings selbstverständliche Gepflogenheit.

Meistens reicht ein Tag für die technische Probe, manchmal aber — wie etwa bei „Käthchen“ — werden es zwei. Bild um Bild gewinnt durch immer neue Beleuchtungseinfälle an Farbe. Noch fehlt der Schauspieler bei diesen Proben; Bühnentechniker „doublen“ für ihn. Am frühen Nachmittag endlich ist es geschafft. Auf der Bühne aber herrscht keine Ruhe; schon beginnt der Aufbau für die Abendvorstellung.

Hauptprobe... Der Regisseur hat den Platz im Zuschauerraum mit der Bühne vertauscht. An der linken Ecke steht sein Tisch, mit der unvermeidlichen Kaffeetasse und dem Textbuch. Wieder erheben in genau aufeinander abgestimmter Arbeitsteilung des Aufbaues die Bühnenbilder der einzelnen Szenen — überwacht vom Bühnenmeister. Da fügen sich Kaschierungen, Versatzstücke und Hänger mit Podesten, Möbeln und Drapierungen zu stilisierten Grotten, Landschaften, Zimmern oder Burgen zusammen. Diesmal aber sind die Schauspieler mit von der Partie. Wochenlang haben sie ihre Texte geprobt, einzelne Szenen auf der kleinen Probephase im zweiten Stock, ebenso wie in der Weite der Bühne, doch bislang noch ohne das endgültige Bühnenbild. Nun aber, nur noch wenige Tage vor der Premiere, vereinigt sich Schauspielkunst mit dem untermalenden, andeutenden Bühnenbild.

Doch die Grafen, Ritter und Burgfräuleins im „Käthchen“ erscheinen im Alltagszivil auf der Bühne; der Ritter trägt nur den Helm, der Graf einen Handschuh, das Käthchen einen langen Rock. Die Kostüme sind z. T. noch in Arbeit. (Hauptprobe heißt eigentlich Textprobe, Spielprobe im Kostüm mit dem fertigen Bühnenbild.) Szene um Szene läuft ab, Bild wechselt nach Bild. Immer wieder springt der Regisseur von seinem Tisch auf, deutet dem Spieler eine Szene an, dirigiert gleich einem Konzertmeister die Nuancierungen der Stimmen, ihre Einsätze, macht eine Bewegung vor, gibt bestimmte Körperhaltungen an. Der Regisseur

muß sich in jede einzelne Rolle hineindenken, muß sie nach seinen Intentionen vom Spieler ausführen lassen. Über drei Stunden währt die Probe. Fürs „Käthchen“ noch eine Hauptprobe am nächsten Tag, nun in Kostümen. Dann kommt die Generalprobe, am Vormittag der Premiere. Sie ist die letzte Gelegenheit für den Regisseur, Korrekturen am Bühnenbild, an der Beleuchtung und nicht zuletzt an der schauspielerischen Leistung vorzunehmen. Gespielt wird unter normalen Aufführungsbedingungen. Es ist ein letztes Mal ein Spiel unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Der Regisseur und seine engsten Mitarbeiter haben sich im Zuschauerraum eingeschlossen. Für den Regisseur ist dies vielleicht der intimste Augenblick „seiner Aufführung“, denn noch gehört sie ihm ganz allein; auch er sieht zum erstenmal das ganze Stück — seinem Wunschbild entsprechend — vor sich abrollen. Das Textbuch ist nun mit Leben erfüllt, es ist Reflexion seiner Ausdehnung des Dichterwortes geworden.

Premiere... Nervosität und Spannung liegen in der Luft. Was wochenlang geprobt wurde, plötzlich scheint es in Frage gestellt. Lampenfieber ergreift die Darsteller. Aber der äußere Eindruck täuscht. Der Inspizient schlägt auf den großen Gong. Nach dem dritten Schlag teilt sich der Vorhang. Sekundenlang starren viele

▼ Bauprobe: Abstrakte Dimensionen (v. l. n. r. Inspizient Körber, Bühnenbildner Fritzsche, techn. Dir. Graf, Intendant Schalla)





▲ Hauptprobe: Regiekorrekturen auf der Bühne

hundert Augenpaare in ein absolutes Dunkel, aus dem sich langsam die Szene herauslöst. Behutsam fast gewinnen die Scheinwerfer an Kraft: „Stand 1, Bild 1, Szene 1.“ Die ersten Sätze werden gesprochen; still ist es in dem amphitheatralisch gestaffelten Auditorium, nur ein gelegentliches Hüsteln dringt über die Rampe.

Die Hauptlast des technischen Ablaufs ruht jetzt auf den Schultern des Inspizienten. Seine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß die Auftritte und Abgänge der Schauspieler auf die Sekunde genau erfolgen; über das Lautsprechersystem gibt er rechtzeitige „Vorwarnungen“ in die Garderoben. Auf seinem Schaltpult hat er ein Textheft liegen, in dem alle technischen Einzelheiten des Aufführungsablaufs verzeichnet sind. Aber er hat sowieso alles im Kopf. Durch Lichtsignal wird der Mann am Vorhang angerufen, die Beleuchtungszentrale erhält durch Tonzeichen ihren „Einsatz“ mitgeteilt. Mit dem Stichwort werden die Schauspieler aus der Seitenbühne auf die Szene geschickt. Durch Armzeichen und Taschenlampensignale werden bestimmte Spieler aus der gegenüberliegenden Seitenbühne oder an versteckten Stellen des Bühnenbildes in Aktion gesetzt. Der Tonmeister in seinem Studio wird verständigt. Nur nach Sekunden bemißt sich die

Zeit, die zum Bühnenumbau bleibt. Im bläulichen Schein des Umbaulichts herrscht auf der Bühne fieberhafte Tätigkeit.

Aus der beklemmenden Enge der Seitenbühnen drängen die Bühnenarbeiter, Kaschierungen und Versatzstücke schleppend, sie im Bühnengeviert zusammenbauend. Die Männer an den „Aufzügen“ lassen die „Hänger“ herunterschweben. Alles muß lautlos gehen – und rasch. Schon verlöscht das Licht wieder. Der Vorhang rollt zur Seite, den Blick auf ein neues Bild freigebend. Bühnenarbeiter, Garderobieren, Requisiteure und auf den Auftritt wartende Schauspieler ballen sich am schmalen Spalt zwischen dem die Bühne in ganzer Höhe abschirmenden „Horizont“, und der seitlichen Bühnenbegrenzung. „Draußen“ läuft das Stück ab, dem Erfolg – oder Mißerfolg entgegen.

Dann verlöschen die Scheinwerfer des letzten Bildes. Rauschend schließt sich der Vorhang. Sekundenlang herrscht absolute Stille. Nun bricht der Beifall los. In genau festgelegter Reihenfolge verneigen sich die Schauspieler vor dem Publikum, erst alle gemeinsam, dann gruppenweise, schließlich – die Hauptdarsteller – einzeln. Blumen zur Premiere; der Regisseur geht mit an die Rampe. Beifall. Aber unter den Zuschauern sitzen auch einige, die noch mit ihren Beifallskundgebungen zurückhalten.

▼ Bühnenbild: Umbau in Sekunden



▼ Probübühne: Suchen nach der Form



Die Theaterkritiker. Erst in den nächsten Tagen wird man in den Zeitungen lesen können, was sie zu dieser Interpretation des Stückes zu sagen haben. Sie erst machen die Aufführung zu einem Theaterereignis – oder zu einem Reinfluss, gleichviel, ob das Stück in den kommenden Wochen ausverkauft ist oder nicht.

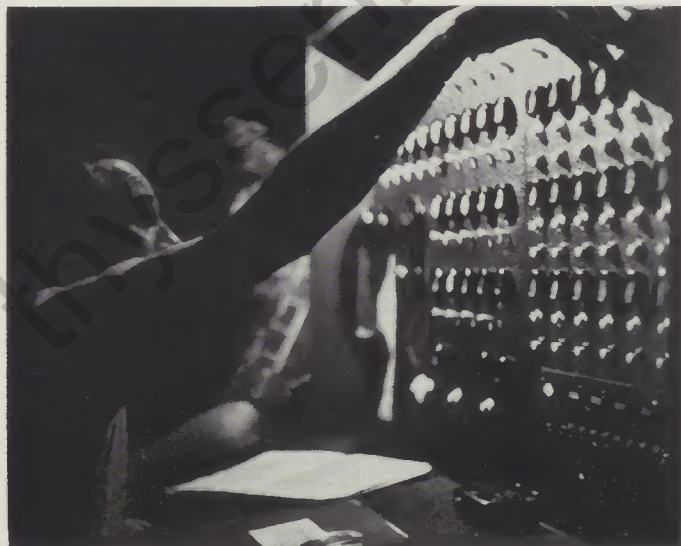
In dieser Spielzeit wird das Bochumer Schauspielhaus vierzehn Premieren erleben; die Kammerspiele haben sechs Premieren vorgesehen. Jedes Stück benötigt eine Vorbereitungszeit – von den ersten Proben bis zur Premiere – von etwa vier bis fünf Wochen. Noch in der vorhergehenden Spielzeit, vor der Sommerpause, muß also der Dramaturg des Theaters dem Intendanten eine Titelauswahl aller jener Stücke vorlegen, die für die kommende Spielzeit in Frage kommen könnten. Der Dramaturg, dessen Aufgabe es ist, Theaterstücke zu lesen, muß das richtige Gefühl für die „Stück-Mischung“ besitzen. Nicht nur Klassiker und arrivierte moderne Autoren sollen aufgeführt werden. Auch dem Nachwuchsautor muß eine Chance gegeben werden. Bei der Zusammenstellung des Spielplans spielt naturgemäß auch das Publikum eine nicht unbedeutende Rolle. Jeder will schließlich die Gelegenheit haben, ein Stück nach seinem Geschmack zu sehen. Hier die richtige Auswahl zu treffen, ist fürwahr eine nicht leichte Aufgabe.

Der Intendant setzt schließlich den Spielplan fest. Dann ist der Bühnenbildner an der Reihe. Er schafft Entwürfe für die einzelnen Bühnenbilder der zunächst vorgesehenen Stücke, nicht ohne die Wünsche des Regisseurs zu berücksichtigen. Die Rollen müssen jetzt besetzt werden. Erste „Bauproben“ auf leerer Bühne geben die Möglichkeit, an Hand markierter Kulissen die einzelnen Bühnenbilder räumlich zu begreifen, die notwendigen Dimensionen des jeweiligen Bildes festzulegen. Die Modelle der Bühnenbilder geben einen ersten plastischen Eindruck. Der technische Direktor muß nun die Phantasie des Bühnenbildners im Maßstab 1:1 in die Tat umsetzen. Das beginnt mit der Bestellung der notwendigen Materialien, insbesondere Holz, Maschen, Draht, Leinwand, Schaumgummi, Farben, Rohre, Stangen, Bleche, Kunststoffplatten und vieles andere mehr. Die Schreinerei, die sogar Möbel tischlert, die Schlosserei, der Malersaal, sie alle müssen nun nach genauem Terminplan das Bühnenbild anfertigen. Inzwischen wurden Entwürfe für die Kostümierung dem Regisseur vorgelegt. Im Kostümfundus (der nach der Ausbombung 1944 wieder über tausend Kostüme enthält) wird auf die Wiederverwendung des einen oder anderen Kostüms – aus Ersparnisgründen – durchwühlt. Die Schneiderwerkstatt, in der etwa fünfzehn Schneider und Büglerinnen emsig tätig sind, verarbeitet nun nach den Entwürfen der Kostümbildnerin Sackleinen mit ebenso großer Akkuratess wie Brokat oder Leder. Unter den geschickten Schneiderhänden entsteht die Pracht mittelalterlicher Ziergewänder oder maßgeschneiderter Gesellschaftskleider unserer Tage.

Jede einzelne Aufführung kostet Geld, viel Geld sogar. Die Ausgaben je Spielzeit liegen bei über zweieinhalb Millionen DM; die Einnahmen bleiben weit darunter. Den Fehlbetrag muß der Bochumer Städtäckel abdecken. Das deutsche Theater ist – und wird es wohl auch in Zukunft bleiben – ein „Subventionstheater“. Letztlich zahlt also – auf dem Umweg über Stadt-, Gemeinde- oder Landeskassen – der Steuerzahler einen unfreiwilligen „Kulturgroschen“. Nur so ist es zu erklären, daß über 80 % aller Theaterplätze nicht zu normalen, sondern zu verbilligten Preisen

Der Regisseur: Verwirklichung einer eigenen Konzeption ▶

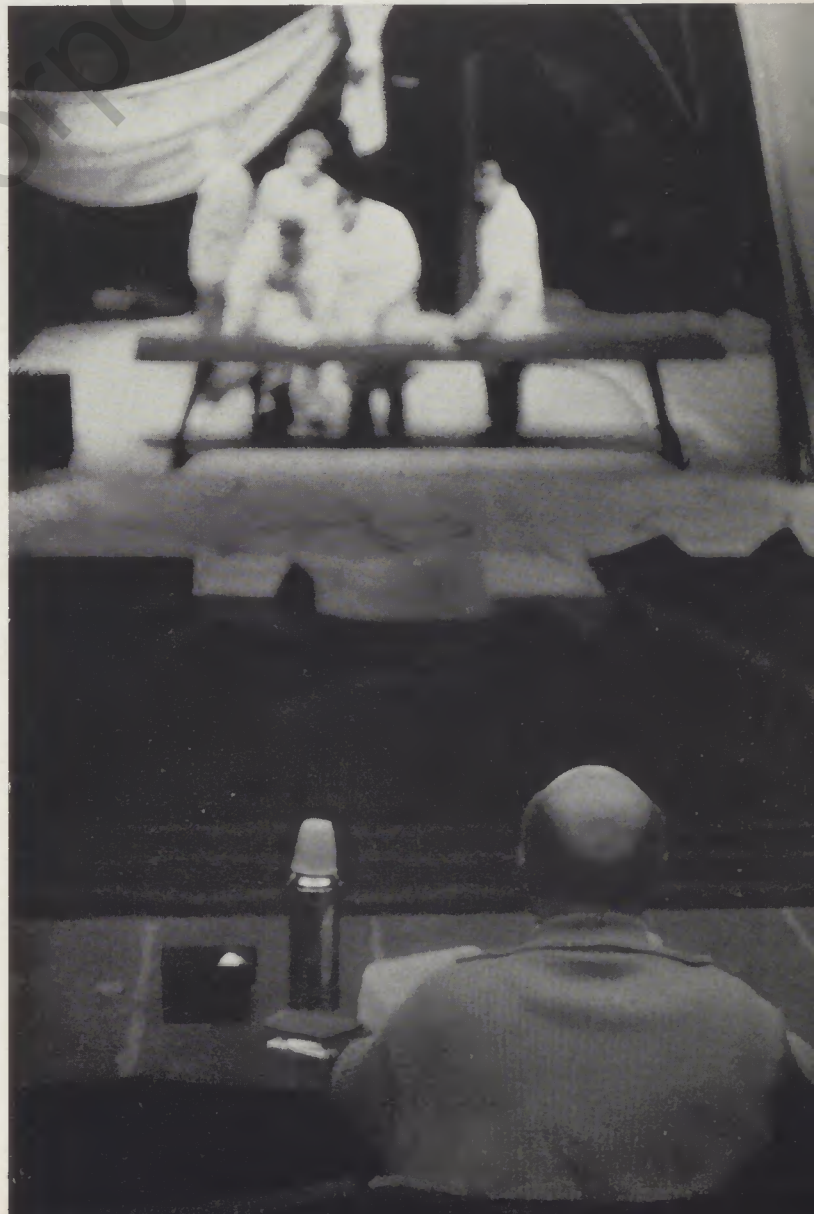
▼ **Inspizient: Am Schaltpult der Aufführung**



▲ **Theaterschneider: In allen Stilepochen bewandert**



▲ **Theatermaler: Halb Künstler, halb Handwerker**





▲ Am Schminktisch: Verwandlung zum Mimen



▼ Aufführung: Nur die Schauspieler im Rampenlicht



abgegeben werden können. (Stichwort: Vormiete, Theatergemeinde, Kulturgemeinde, Jugendveranstaltungen u. a.)

Ein Oberamtmann (Verwaltungsdirektor) der Stadt ist für die gesamte kaufmännische Abrechnung des Theaters (einschließlich Kammerspiele) verantwortlich. Es ist jedoch in das Ermessen des Intendanten gestellt, wie er den Etat disponiert. Aber auch hier werden Grenzen sichtbar: Mehr als 50 % des Etats werden allein von den Personalkosten verschlungen. Über 40 Vertragsschauspieler, Spielleiter, Inspizienten u. a. sowie rund 80 Bühnentechniker, über 40 Garderobenkräfte, Pförtner, Boten, Nachtwächter und nicht zuletzt ein gutes Dutzend Verwaltungsangestellte benötigen das Bochumer Schauspiel und Kammerspiel zur Durchführung einer Spielzeit.

Ein weiterer großer Posten im Etat ist für die Beschaffung von Material vorgesehen, das oft nur in geringen Mengen (wegen der sehr speziellen Anforderungen jeder Neuinszenierung) eingekauft werden kann. Um so schwerer ist es, den Grundsatz der Wirtschaftlichkeit konsequent durchhalten zu können. Nicht selten kostet ein schöner Regie-Einfall zusätzliches Geld, das dann an einer anderen Inszenierung wieder eingespart werden muß. Hier, wo sich Kunst und wirtschaftliche Erfordernisse notwendig überschneiden, liegt der wunde Punkt aller Theater. Auch eine Verbreiterung der Publikumsbasis durch regelmäßige Gastspiele in elf Städten Nordrhein-Westfalens, u. a. in Duisburg, Marl, Recklinghausen, Hagen, Iserlohn, aber auch Viersen, Soest und Godesberg können Bochums Theater niemals aus der Subventionssituation heraushelfen. Gelegentliche Abstecher des Bochumer Thepiskarrens etwa nach Paris oder Venedig bringen kaum die Kosten wieder ein; wohl aber erntet man auf ihnen manchen Lorbeer. Und beim echten Theater sollte es schließlich mehr auf den Lorbeer denn auf die Kasse ankommen.

◀ Vor dem Auftritt

▼ Applaus



Die kleinen Gespräche

Belauscht von Jo Hanns Rösler

Ich verlasse morgen diese Stadt. Jedermann sollte, wenn er in einer Stadt ein paar Wochen gewieilt hat, auf dem Weg zum Bahnhof noch einmal stehenbleiben und sich umwenden. Denn er hat ja eine Spanne Zeit seines Lebens, wenn auch nur eine kurze, hier gelebt, mit den Menschen dieser Stadt geredet, das Brot, das die Bäcker dieser Stadt backten, gegessen, das Wasser getrunken, das den Stadtvätern seit Generationen Kosten und Sorge bereitet, für ihn wurden die Glocken der Kirchtürme mitgeläutet, der Abendsegen für ihn mitgesprochen. Er gehörte eine Zeitlang zu der Gemeinschaft dieser Stadt. Geht er nun zum Bahnhof oder fährt er mit seinem Wagen aus diesen Mauern hinaus, so soll er noch einmal kurz halten und dieser Stadt Dank sagen.

Ich möchte den Straßen, den Häusern, den Menschen danken, die ich hier traf. Ich habe mich nicht ärgern müssen in dieser Stadt, sogar in der Straßenbahn und im Omnibus war man hierorts höflich und rücksichtsvoll. Ich kenne die Einwände, die man mir zurufen möchte, aber wie man in eine Straßenbahn hineinstößt, so stößt es zurück.

Diese Stadt, die ich morgen verlasse, hat aber noch etwas Besonderes. Es sind die kleinen Gespräche. Man sitzt irgendwo an einem Tisch, andere setzen sich dazu, und bald ist ein Gespräch im Gange. Was mir auffiel: daß man in dieser Stadt nicht von Politik und von dem Wetter spricht, oder mit Ausdrücken, die in Damengesellschaft nicht wiederzugeben sind, sondern daß hier jedes Gespräch einen Kern hat. Es sind immer menschliche Dinge, um die es geht, um Dinge zwischen dir und mir, auch um ein Konzert, ein Bild, ein Buch oder um eine kleine Schraube.

Das geschah gestern. Es begann so einfach. Ein Mann an meinem Tisch hatte eine kleine Schraube in der Hand. Sie fiel ihm aus der Tasche, als er seine Zigaretten hervorholte. Sie war ein ganz unwichtig kleines Ding, unansehnlich, nicht der Rede wert. Aber sie wurde der Rede wert, denn ihr Besitzer erzählte, daß er einmal eines Tages seine Arbeit einstellen, seinen Gesellen Feierabend gebieten mußte, weil eine bestimmte kleine Schraube fehlte. Zugegeben, es war eine Spezialschraube, man konnte sie deswegen im

eigenen Betrieb nicht schmieden und feilen, man mußte sie von weither kommen lassen, aber die Arbeit, bei der es um Tausende ging, war unabwendbar unterbrochen, weil eine Schraube für wenige Pfennig fehlte. Ist nicht jeder von uns so eine Schraube in der Werkstatt Gottes, fuhr der Erzählende fort, was ist ein Menschenleben? Nichts, aber dort, wo wir hingehören, wo wir im Gewinde des Tagesablaufs sitzen, sind wir genauso wichtig wie jene kleine unansehnliche Schraube, ohne die das Große und Ganze nicht gelingen kann. Fällt eine kleine Schraube heraus, stockt der Betrieb, bleibt das Auto stehen, stehen die Räder still. Stirbt ein Mensch, und sei er noch so unbedeutend, so braucht es eine lange Zeit, ihn dort zu ersetzen, wo er bisher still und ohne Aufsehen am Werke war. Und wie man nicht jede Schraube durch eine beliebige andere ersetzen kann, so ist es auch beim Menschen. Prüfe ich eine Schraube nicht sorgfältig, ehe ich sie einsetze? Betrachte ich sie nicht von allen Seiten genau, ob kein Fehler an ihr ist und ob sie genau in das Gewinde paßt? Schrauben müssen ohne Makel sein. Sie wissen es auch, und darum sind sie fast durchweg vollkommen. Denn sie wollen nicht ärgerlich als unnütz beiseite geworfen werden. Wie aber steht es mit uns?

So endete dieses Gespräch des gestrigen Abends, und es war wieder eines jener kleinen Gespräche, die für diese Stadt das Besondere sind, die nie zu Ende gingen, ohne daß ich etwas dazugelernt hatte, von denen ich mich nie erhob, ohne einen guten Vorsatz zu fassen: bescheidener zu werden, mich nur als Teil eines Ganzen zu fühlen und nicht nur die klingende Münze als Lohn der Arbeit anzusehen — das alles lernte ich in dieser Stadt, die ich morgen verlasse. Soll ich dafür nicht ihren Bürgern danken?

Nicht jede Stadt ist wie diese Stadt. Aber jede Stadt könnte es werden. Man braucht sich nur ein wenig enger zusammenzusetzen und nicht verärgert aufzuschauen, wenn einer an unserem Tisch Platz nimmt. Eine Schraube, die sich ausdehnt und mit dem Gewinde nicht zufrieden ist, in dem sie steckt, sondern mehr Platz beansprucht, als ihr zukommt, ist eine recht schlechte Schraube. Das versteht jeder. Aber bei den Menschen zieht man gottbehütete gar noch den Hut vor so einem.

Wer die Frauen studieren will, beobachte das Verhältnis, das sie zu ihren Kleidern haben. Er wird daraus alles Wichtige über den weiblichen Charakter ableiten können, nämlich Zärtlichkeit, Treue und Opferbereitschaft, aber auch Launenhaftigkeit und gelegentlichen Undank.

Wenn ein Kleid oder Kostüm neu ist, wird es gehätschelt und verwöhnt. Man wartet eine festliche Gelegenheit ab, um es zum erstenmal anzuziehen. Im Schrank bekommt es einen schönen, bezogenen Bügel und vielleicht sogar eine Schutzhülle gegen Staub. Es ist süß, schick und himmlisch, rasend elegant, eine Kreation und überhaupt das letzte Wort in diesem Genre.

Wenn das Stück nicht mehr ganz neu ist, wird es mütterlich betreut, aus Anhänglichkeit oder Sparsamkeit. Beim Hinsetzen wird der Rock schnell und diskret nach den Seiten entfächert, damit sich keine Falten eindrücken. Wollene Sachen werden ausgebürstet, sommerliche Kleider und Blusen sanft gewaschen und kundig gebügelt. Eine Frau kennt jede Seelenfalte ihrer Blusen auswendig. Es gibt Frauen, die halten ihren Kleidern über viele Jahre hin die Treue. Sie trennen sich nur schwer von ihnen, und sie erzählen noch ihren Enkelinnen von den Kleidern, die sie in ihrer Jugend trugen.

Der treulose Typ hingegen kann sich von dem ehemals geliebten und später nachsichtig behandelten Stück von einem Tag zum anderen trennen. Obgleich es noch gut erhalten ist, erweckt es plötzlich nichts als Verdruss und Abscheu. Wie konnte man eigentlich in diesem müden, unmodischen Stück noch auf die Straße gehen? Wie hatte man es überhaupt jemals kaufen können? Es wird in die hinterste Ecke des Kleiderschranks verbannt oder so schnell wie möglich verschenkt. Man schämt sich seiner.

Dann fällt der Blick auf das neue Kleid im Schaufenster. Ein Schlag durchzuckt das weibliche Wesen. Hier ist es, das einmalige, zauberhafte Stück, ohne dessen Besitz man einfach nicht mehr weiterleben kann! Es wird gekauft, gehätschelt und sinkt dann doch eines Tages ab und ist nur noch ein Bündel aus Textilfaser, Reißverschluß und Knöpfen. Ja, so sind die Frauen!

Verena Graf, DIE WELT

FÜR DIE FRAU

Das Kleid im Schaufenster



WS

FREIZEIT: Ein soziales Problem?

EINE AKTUELLE BETRACHTUNG
VON DR. CLEMENS AMELUNXEN

Zu den großen Fragen, die jeden kritischen Betrachter unseres Zeitalters bewegen, ist heute ein neues Problem hinzugekommen: die freie Zeit. Wir stehen an einer Wende der Sozialgeschichte: Der arbeitende Mensch verfügt heute im Durchschnitt über mehr Freizeit als jemals zuvor.

Der Begriff der Freizeit ist eine Funktion der industriellen Gesellschaft. In früheren Jahrhunderten, als die Muße den kulturtragenden Oberschichten vorbehalten war und den arbeitenden Klassen am knapp bemessenen Feierabend gerade genug Atemluft und Schlaf zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft blieb, da war dieser Begriff nicht bekannt. Er entstand erst, als das Leben des Menschen aufgespalten wurde in Heimwelt und Arbeitswelt, als Wohn- und Arbeitsstelle auch örtlich auseinanderfielen und die Berufe sich spezialisierten — kurzum, als der bäuerliche Lebensrhythmus in seiner Einheitlichkeit verschwand und ersetzt wurde durch die modernen arbeitsteiligen Produktionsformen.

Freizeit im Sinne einer sozialen Fragestellung ergibt sich nicht durch Subtraktion der Arbeitszeit und der Nachtruhe von den 24 Stunden des Tages. Sie ist auch nicht schlechthin die Spanne, die dem Menschen zwar eine Unterbrechung des Arbeitsrhythmus gestatten, ihn aber nicht wesentlich von seinen beruflichen Pflichten entfernt — etwa die Pausen, der Hin- und Rückweg zur Arbeitsstelle, der Zeitaufwand für Besorgungen und Körperpflege. Echte Freizeit ist der Raum, der dem Menschen zur eigenen Verfügung bleibt, der von ihm nach eigenen Wünschen — wenn auch oft von anonymen Mächten gesteuert — disponiert werden kann. Nur in diesem Zeitraum, der — über die flüchtige Pause hinaus — Zusammenhang und eine gewisse Dauer voraussetzt, besteht die Chance zur Persönlichkeits- und Gruppenformung, zum sozialen Kontakt ebenso wie zur sozialen Isolierung. Wer so die Freizeit in ihrem Öffentlichkeitscharakter betrachten will, der fragt aber nach dem Bild einer neuen Gesellschaft.

Die Differenzierung der Erzeugungsformen brachte es mit sich, daß der moralische Wert der Arbeit nicht mehr auf allen Produktionsstufen als gleichmäßig angesehen wurde. Während in der alten ständischen Gesellschaft mindestens der Idee nach die Arbeit jedes Standes als gleichwertig galt, so änderte sich das im Industriezeitalter. Die arbeitsteilige Fließbandproduktion ließ den einzelnen vielfach nur noch mechanische Funktionen, aber kein Schöpfungserlebnis mehr empfinden. Von einer inneren Befriedigung durch die Arbeit konnte bei der Masse der Werktätigen keine Rede mehr sein. So entstand erstmals bei diesen Schichten die Forderung nach der Freizeit, die es gestatten würde, außerhalb der Arbeitswelt „Mensch“ zu sein.

Aus diesen Ursprüngen erklärt sich die seltsame Umkehrung der Klassenpyramide — von der Freizeit her gesehen —, die wir heute feststellen können: die Industriearbeiter verfügen heute über einen größeren Freizeitraum als die Manager und die sogenannten Geistesschaffenden. Je höher wir in dieser Pyramide steigen, desto mehr sehen wir dort heute die „angina temporis“, das völlige Fehlen des Freizeitraumes. Je größer hier die Verantwortung wird, desto geringer wird die Freizeit.

Wir sehen das allenthalben. Der Tageslauf eines Betriebsleiters oder Direktors in der Wirtschaft ist verplant von der ersten bis zur letzten Minute, und sein Urlaub dient sehr oft nicht der Muße, sondern der „Überholung“ in einem Sanatorium. Der Arzt, der seine Kassenscheine zum Lebensunterhalt sammeln und täglich bis zu 80 Patienten mehr abfertigen als behandeln muß, ist in keiner besseren Lage. Diese Menschen werden zusehends mehr zu Funktionären, die auf ihrem begrenzten Teilgebiet spezialisiert sind und selten über die Zäune ihres Fachwissens hinaussehen. Und damit geraten sie unversehens in die grundsätzlich gleiche Lage, in der sich die Fließbandarbeiter vor dem Aufkommen der Fünftagewoche befanden: Auch ihnen entgeht die Möglichkeit, innerhalb der Arbeitswelt Mensch zu sein — während ihnen ein Freizeitraum, wie das moderne Arbeitsbürgertum ihn erreicht hat, außerhalb dieser Welt nicht zur Verfügung steht.

Ein Blick in die Wiege der modernen Freizeitgesellschaft, in die Vereinigten Staaten, kann uns Vergleichsmöglichkeiten und Anhaltspunkte geben. Fünf wesentliche, vom Freizeitraum abhängige Entwicklungstendenzen möchte ich hervorheben: die Änderung der Siedlungsstruktur, neuartige soziale Kontakte, die führende soziale Rolle der Frau, den Lebensoptimismus des alternden Menschen und schließlich einen volkstümlichen „Flirt mit den Musen“, der sich allerdings noch nicht zu einer nationalen Passion verdichtet hat. Wir sehen also zunächst, daß die vermehrte Freizeit es breiteren Schichten gestattet, in den Vorstädten zu wohnen. Man gründet

außerhalb der großen Geschäftszentren sein Eigenheim, das man morgens verläßt, um zur Arbeit zu fahren. Im Verlauf von 25 Jahren sind rund 40 Millionen Amerikaner „aufs Land“ gezogen. Der neue Lebensmittelpunkt schafft allein in räumlicher Hinsicht eine deutliche Kluft zwischen Arbeit und Freizeit. Auch in anderer Hinsicht sucht man den Urvätern gleichzukommen und wie sie autark zu werden: die Erhöhung der handwerklichen Lohnkosten hat die „Do it yourself“-Bewegung hervorgerufen. Man hat nicht nur Lust, sondern auch Zeit, Reparaturen in Haus und Garten selbst auszuführen.

Die Abkehr von der anonymen Mietskaserne hat auch zu andersartigen gesellschaftlichen Bindungen geführt: man hat sich von der Masse ab- und engeren Gemeinschaften auf nachbarlicher Basis zugewandt. Die Siedlungsform „im Grünen“ erzeugt unverbindlichen, aber hilfswilligen Verkehr von Haus zu Haus und nachbarlichen Austausch. Man hat freilich auch Zeit genug, in diesem



sozialen Kreis nicht zu erstarren und sich weiteren Kontakt-Erlebnissen zuzuwenden. Rund 80 Millionen amerikanische Touristen haben im letzten Jahr ihren Kontinent durchreist. Trotz dieser Reiselust — auch einem früher typischen Oberklassen-Vergnügen — ist der Rückzug auf die kleinen Gemeinschaften unverkennbar. Von der vermehrten Freizeit profitiert die Familie, und davon profitiert vor allem die Frau. Man kann von einer neuen Periode der Verhäuslichung, ja Zähmung des amerikanischen Mannes sprechen. Er ist durch die Freizeit und ihre Folgen — die häuslichen Dienstleistungen und das Fernsehen als Heimkino — in einem bisher nie gekannten Ausmaß an den häuslichen Herd gefesselt worden, und im Familienkreis regiert die Frau, die nun wesentlich den Stil, die Tätigkeits- und Verbrauchsgewohnheiten der Freizeitgesellschaft bestimmt.

Da der Wert des Menschen in der Freizeitgesellschaft nicht mehr allein in seinem Verhältnis zur Arbeit gesehen wird, ist das Leben des alternden Menschen in Amerika interessanter und schöner geworden. Der Pensionär wird nicht mehr zum alten Eisen geworfen und sozial ausrangiert; vielmehr bleibt er in lebendigem Kontakt zur nachwachsenden Generation, macht vom Konsumangebot der Freizeitindustrien fast ebenso regen Gebrauch wie der „Teenager“, ist erstaunlich reiselustig und entwickelt auch beachtliche aktive Interessen.

Mit besonderer Aufmerksamkeit wird man das allgemeine Wachstum der kulturellen Interessen und Bedürfnisse in der amerikanischen Freizeitgesellschaft verfolgen müssen. Es handelt sich dabei nicht nur um oberflächlichen Konsum, sondern um eine durchaus ernstzunehmende Hebung des allgemeinen Bildungs- und Geschmacksniveaus. Das ist vorwiegend dem Einfluß des Fernsehens und des Rundfunks, aber auch der Literatur zuzuschreiben.

Dies also sind einige Kennzeichen einer fortgeschrittenen Freizeitgesellschaft, deren Entwicklungsstand wir in Deutschland noch keineswegs erreicht haben. Ob die Entwicklung bei uns einen gleichen Verlauf nehmen wird, kann niemand prophezeien. Aber das amerikanische Modell bietet uns Maßstäbe, die wir an unsere Verhältnisse anlegen können.

So ist eine Änderung der Wohnstruktur auch bei uns schon erkennbar. Sie wird vorgezeichnet durch die modernen Schlagworte „Grüngürtel“ und „Trabantensiedlung“. Schon wohnen zahlreiche Berufstätige in bewußter Entfernung von ihrer Arbeitsstelle in modernen, aufgelockerten Siedlungen, so in den Grüngürteln von Marl, Leverkusen, Salzgitter und Hamburg. Der Sog der Großstadt hat abgenommen, weil die Arbeit sie nicht mehr mit Haut und Haaren aufißt. Projekte der Satelliten- oder Trabantensiedlungen — ich nenne

nur die Sennestadt vor den Toren von Bielefeld — sind nicht bloß Anliegen der Baumeister und Architekten, sondern sie werden auch gesellschaftliche Wandlungen mit sich bringen. Welcher Art sie sind, ist noch völlig offen.

Es kann, wie in Amerika, zu einem Rückzug auf die Familie und die nachbarliche Kleingemeinschaft kommen — Ansätze dazu bestanden schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit, als die Familie sich selbst neu begriff als eine Kampf- und Leistungsgemeinschaft, die sich einigelte und selbstgenügsam wurde. Jetzt schon hat der weitgehend arbeitsfreie Samstag dazu geführt, daß alle nach außen gerichtete Freizeittätigkeit an diesem Tag praktiziert wird — der Samstag ist zum Ausgehtag geworden — und daß der Sonntag fast wie zur Biedermeierzeit als Tag der Familie gilt. Daneben besteht freilich die Gefahr, daß die Trabantensiedlung — vor allem, wenn sie Werksiedlung ist — während der Arbeitswoche zu einer reinen Frauenstadt wird mit all den Schwierigkeiten, die das enge Zusammenleben von Frauen in geschlossener Gesellschaft mit sich bringt. Wenn die Frau selbst nicht berufstätig ist, bleiben ihr tagsüber nur die Kontakte mit ihresgleichen und mit den Kindern und die Hausarbeit — im übrigen aber das Warten auf die Heimkehr des Mannes.

Die Zähmung des Mannes, die wir in Amerika festgestellt haben, ist bei uns noch nicht sehr weit fortgeschritten. Zwar werden Festlichkeiten und Tanzvergnügen weniger außerhalb des Hauses besucht als vielmehr privat in der Wohnung selbst veranstaltet; auch sind der erhöhte Flaschenbierkonsum (der Zug weg von der Bierschänke) und die stürmisch emporschnellenden Verkaufsziffern der Fernsehindustrie gewiß auf weiblichen Einfluß zurückzuführen — es ist den Frauen gelungen, die Männer stärker ans Haus zu binden. Aber eine Do-it-yourself-Bewegung entsprechend dem amerikanischen Modell steckt bei uns doch noch in den Kinderschuhen. Die Frauen scheinen auch selbst nicht zu glauben, daß sie in dieser Hinsicht große Erfolge erzielen könnten. Vielfach wird bei ihnen die Ansicht vertreten, daß der Mann, wenn er nicht arbeiten müsse, ihnen nur beim Reinemachen im Wege stehe und den Kochtopf kontrolliere. Bei einer Meinungsumfrage eines großen Hüttenwerks haben immerhin 14 % der Ehefrauen von Belegschaftsmitgliedern erklärt, daß ihnen eine Arbeitszeitverkürzung gleichgültig sei oder sogar von ihnen abgelehnt werde.

Da bei uns aber noch alles in Fluß ist, wollen wir sehen, wie denn heute praktisch der Freizeitraum ausgefüllt wird. Wenn wir hier die besonders gründliche Umfrage von Günther Kieslich in der ländlichen Industriestadt Marl zugrunde legen, so soll das geschehen, weil sie als weitgehend repräsentativ für die Bundesrepublik gelten kann.

Diese Umfrage bestätigt die besonders günstige Freizeitlage der Industriearbeiter und die relative Benachteiligung der selbständigen Geschäftsleute und ihrer Angestellten, der Handwerker, insbesondere aber der Frauen. Während 75 % der Geschäftsleute und Handwerker, 40 % der Beamten und Angestellten angaben, in der Woche vor der Befragung Überstunden geleistet zu haben, waren es bei den Arbeitern nur 20 %. Allerdings war nach doppelberuflicher und „schwarzer“ Arbeit nicht gefragt worden. Von allen befragten Männern hatten nur 14 % am letzten Sonntag gearbeitet. 20 % gehen auch am Werktag später als 24 Uhr zu Bett, was nicht auf unmäßige Arbeitsermüdung schließen läßt. Die Jugendlichen sind in ihrer Freizeit meist schlechter gestellt als die Erwachsenen; sie überschreiten — seltener freiwillig als gezwungen — sehr oft die gesetzlichen Arbeitszeiten. Nach einer Untersuchung in mehreren Bundesländern hat nur die Hälfte der Jugendlichen eine tägliche Arbeitszeit bis zu acht Stunden; dies sind vor allem die Lehrlinge und Jungarbeiter im industriellen Großbetrieb. Aber die andere Hälfte, vor allem in der Landwirtschaft, muß diese Grenze oft erheblich überschreiten. Am schlechtesten stehen die Hausfrauen, wenn sie zugleich berufstätig sind. Ihre Arbeitsüberlastung in einem durchschnittlichen 14-Stunden-Tag ist ein sehr ernstes soziales Problem.

Bei den praktizierten Freizeit-Tätigkeiten unterscheidet die Soziologie die sogenannten „harten“ und „weichen“ Beschäftigungen, die man etwa mit den Schlagworten „Hobby“ einerseits und „Konsum“ andererseits gleichsetzen kann. Das „Hobby“ entspringt einer stark ausgeprägten Interessenrichtung, die in der Freizeit aktiviert und mit Ausdauer betrieben wird, also etwa Basteln, Tierzucht, handwerkliche oder künstlerische Betätigung. Demgegenüber entsteht der „Konsum“ aus einer mehr oder weniger wahl-

losen Verbraucherhaltung, die von der Freizeitindustrie angeregt und befriedigt wird. In diesen Bereich fallen Kino, Fernsehen, Rundfunk, Illustrierte sowie auch — soweit sie sich nicht zum Hobby verdichten — Motorisierung und Reisen. Hobby und Konsumhaltung mögen bei modernen Freizeitmenschen oft zusammenfallen; das aktive Hobby wird aber — seiner Natur entsprechend — wohl nur von einer Minderheit gepflegt, die sich gleichzeitig auch noch für den Konsum offenhält.



Daß die Konsumhaltung heute noch weitgehend das Freizeitverhalten bestimmt, wird man den Menschen unserer Tage nicht so sehr verübeln dürfen. Es ist allerdings schon Mode geworden, auf den Terror der Freizeitindustrie zu schimpfen, die den Menschen durch flüchtige, stets wechselnde Reize anlocke und verführe. Aber dabei ist eines zu bedenken: der Konsum eignet sich schon für kurze Arbeitsunterbrechungen, ja sogar für Pausen im technischen Sinn, während die echte Liebhaberei eine zusammenhängende Freizeit von einiger Länge notwendig voraussetzt. Man kann in arbeitsfreien Stunden Illustrierte lesen, ins Kino gehen und Boxkämpfe ansehen, aber für eine ernsthafte Beschäftigung etwa mit moderner Kunst oder gar für eigenschöpferische Tätigkeit wird kaum der einzelne werktägliche Feierabend ausreichen — das sind Gebiete, auf denen man „dranbleiben“ muß. Jedenfalls erfordert es sehr viel mehr Energie, wenn man sein Hobby immer wieder unterbrechen und später fortsetzen muß, als wenn man einen größeren Zeitraum für Planung und Ausführung ungestört zur Verfügung hat.

Dieser größere Zeitraum muß und kann mindestens das verlängerte Wochenende sein — und je länger es wird, desto größer werden automatisch die Chancen für die Pflege des Hobbys. So hat sich auch in Marl gezeigt, daß der Feierabend an Werktagen mehr mit allgemeiner Entspannung als mit zweckgerichteter Tätigkeit verbracht wird, und daß während dieser Zeit die ausdrücklich genannten Liebhabereien nicht mit dem praktisch geübten Freizeitverhalten übereinstimmen. Am Samstag, der von einem Drittel der Befragten außer Haus verbracht wird, sind die Freizeitbeschäftigungen schon wesentlich vielfältiger als am Werktag; der Konsum überwiegt zwar noch, aber das Hobby dringt vor:





An der Spitze der in Marl genannten Liebhabereien liegt der Sport mit 24 %; freilich meint die Mehrheit der Befragten damit den passiven Besuch und nicht die aktive Teilnahme, womit das Hobby schon weitgehend in den Konsum absinkt. Die vermehrte Freizeit scheint auch das Vereinsleben zu fördern und damit – vor allem in Siedler-, Schützen- und Tierzuchtvereinen – neue Gruppenkontakte zu erschließen. Hand- und Hausarbeit wird ganz überwiegend von Frauen als bevorzugte Freizeittätigkeit genannt – die Do-it-yourself-Bewegung hat eben bei den Männern noch keinen starken Anklang gefunden; sie nennen zwar die traditionelle Gartenarbeit zu 12 % (aber das Basteln nur mit 4 %) als Hobby. Mit 10 % folgt die Lektüre, mit 9 % die Tierzucht. Spaziergänge werden zu 7 %, Musizieren, Singen und Spiele zu je 6 % genannt. Der Rest von 13 % verteilt sich auf Fotografieren, Tanzen, Reisen, Sammeln, Malen, Kino, Toto, Rauchen, Mode und Fortbildung.

Die Fortbildung ist offenbar noch nicht das Anliegen breiter Schichten, sie wird in bestimmten kleinen Gruppen und von Einzelgängern aber so intensiv geübt, daß sie wegen des engen Berufszusammenhangs schon keine echte Freizeittätigkeit mehr zu sein scheint.

Eine gewisse Wahllosigkeit der „Freizeit-Konsumenten“ ist – etwa beim Leser – unverkennbar. In Marl lesen 71 % der Befragten regelmäßig Zeitung, aber es handelt sich vorwiegend um ein bestimmtes Blatt, auf das man zufällig abonniert ist; es sind Heimatzeitungen, deren politische Richtung die Hälfte aller Leser nicht kennt. Überregionale große Blätter, wie „Frankfurter Allgemeine“ und „Welt“, werden nur von 2 % gelesen. 43 % der Zeitungsleser „konsumieren“ nebenbei Illustrierte und Boulevardblätter. Beim Kinobesuch liegen die Arbeiter an der Spitze. Sie haben – besonders die jüngeren – meist ihr Stammkino, von dem sie unterschiedslos ihre Kost bei jedem Programmwechsel beziehen. Echte Wahlentscheidungen sind bei ihnen, wie auch bei den sehr kinfreudigen berufstätigen Frauen, kaum erkennbar.

Der Rundfunk hat für mindestens 11 % der Befragten, die am Vortrag „nicht genau hingehört“ hatten, eine reine Berieselungsfunktion. Bei den bevorzugten Sendungen liegt die leichte bunte Unterhaltung eindeutig vorn mit 38 % aller Nennungen; beim Fernsehen ist es der Sport mit 33 %, während belehrende Sendungen, Hörspiele, Politik und klassische Musik weit hinten rangieren. Bei der Buchlektüre ist es nicht viel anders, obwohl hier die sogenannten „Sachbücher“, aus denen man ohne besondere Anspannung eine oberflächliche Kenntnis historischer oder zeitgenössischer Probleme und Zusammenhänge gewinnen kann, in den letzten Jahren modern geworden sind und eine gewisse Rolle spielen.



Leider werden bei uns mit zunehmendem Lebensalter die positiven Freizeitinteressen immer geringer. Auch in dieser Hinsicht unterscheiden wir uns noch deutlich von der amerikanischen Freizeitgesellschaft. Die Rentner und Pensionäre, denen es doch gewiß nicht an Freizeit mangelt, liegen mit ihrer Teilnahme am kulturellen und sozialen Leben im abgeschlagenen Feld. Offenbar fällt hierzulande die bruchlose Umstellung von der fremdbestimmten Berufswelt auf die selbstbestimmte Liebhaberwelt noch schwer.

Aber schon wieder sehen wir, wie widersprüchlich das Freizeitproblem ist. Denn auf der anderen Seite ist es augenfällig, daß auch die wichtige Nachwuchsgruppe der 21–30jährigen Männer und Frauen, die durch Existenzaufbau und Familiengründung besonders belastet sind, nur geringe kulturelle, soziale und politische Interessen aufweisen. Ihre Lektüre dient vorwiegend der Ablenkung und dem Nervenkitzel, sie besuchen mit Abstand am seltensten die Theater und Bildungsinstitute, sie zeigen erschreckende staatsbürgerliche Informationsmängel und Kenntnislücken – während wiederum die junge Generation der 15–20jährigen durchaus ernsthafte, hoffnungsvolle Freizeitbestrebungen hat, trotz manchmal hoher beruflicher Anforderungen.

So stellen wir auf Schritt und Tritt neue Erscheinungen und Gegensätzlichkeiten fest, Gefahr und Beruhigung, Chance und Risiko. Wir sehen auf der einen Seite das Heraufkommen kleiner Gruppen, die doch nur eine Wiedergeburt urchimlicher Gesellschaftsformen sind: Familie, Nachbarschaft, Klub und Verein. Auf der anderen Seite stehen die Bedrohung der Persönlichkeit durch die anonymen Freizeitmächte, die Reize der Konsumindustrie, der Wettlauf nach dem Sozialprestige, der den Menschen in aller Vermassung vereinsamt, ihn zum Spielball fremder Kräfte degradiert und zum Feind seines Nächsten macht. Wir sehen die trostlose Überbürdung der Manager und die ständige Ausweitung des Freizeitraumes für breitere Schichten, die noch suchen nach der Sinn-erfüllung ihres gewandelten Lebens. Wir erkennen die besondere Last, die von der Frau zu tragen ist, sei es im Doppelberuf als Hausfrau und Werkstätte mit ungenügendem, hektisch-planlosem Freizeitratum, sei es als Einsiedlerin im gläsernen Turm der Trabantenstädte, während sie doch in allem Hin und Her auch noch ihren Mann an die Hand nehmen soll, damit er sich in dieser krausen Welt zurechtfinde, und die Kinder, damit sie den erschwerten Übergang von der Familienwelt in die Berufswelt nicht verfehlen.

Indem wir diese Diagnose stellen, erkennen wir zugleich die ungeheuren Aufgaben, die unserer Sozial- und Kulturpolitik hier gestellt sind, wobei es nicht um Reglementierung und autoritäre Lenkung, die den Tod jeder freien Entwicklung bedeuten würden, gehen darf. Der häßliche Begriff der „Freizeitgestaltung“ darf nicht wieder aktuell werden.

*

Zur Pflege des gehobenen Freizeitstiles geschieht heute bei uns schon viel; ich nenne nur Stichworte: die Ruhrfestspiele, die Filmklubs und Theatergemeinden, die Volksbüchereien und Volkshochschulen, die – oft mit Recht von Industriebetrieben geförderten – Vereine sportlicher, kultureller, züchterischer und geselligkeitsvermittelnder Art. Es ist bemerkenswert und erfreulich, daß die Organisationen, die auf diesen Gebieten sich betätigen, trotz verschiedener Herkunft und Standpunkte häufig sehr eng zusammenarbeiten. Diese Zusammenarbeit muß weiter ausgebaut werden, wenn wir dem Wirtschaftswunder auch ein „Kulturwunder“, von dem man hierzulande noch nicht viel merkt, an die Seite setzen wollen.

Vom Beispiel Schwedens, auch eines Landes mit ausgeprägter Freizeitgesellschaft, könnten wir manches lernen. Dort besteht eine weitverzweigte Volksbildungsorganisation, an der sich eine halbe Million Menschen, also fast ein Zwölftel der Gesamtbevölkerung, beteiligen. Die Hälfte der Teilnahmeziffer entfällt allein auf die 25 000 Kurse und 200 Studienthemen des Arbeiterbildungsverbandes. Ein Drittel der Besucher interessiert sich für Kunst- und Literaturkurse, ein Fünftel für Lehrgänge in staatsbürgerlicher Bildung, Politik und Rechtsfragen des täglichen Lebens, je ein Sechstel für Fremdsprachen und Handwerkskurse, der Rest für philosophische, geographische und naturwissenschaftliche Themen.

*

Die äußeren Voraussetzungen der Volksbildung – wozu auch Spiel und Sport gehören – werden wir schaffen müssen durch zielbewußte Siedlungsplanung gemäß dem modernen Grundgesetz der Stadtplaner, der „Charta von Athen“. Diese Charta sah bereits im Jahre 1933 vor, daß den Wohnvierteln das beste Gelände der Kommunen vorbehalten sein müsse, daß die Wohnungen lärmfrei, abseits der Verkehrsstraßen, aufgelockert in Grüngürteln mit maximaler Sonnenscheindauer anzulegen seien. Die Ansätze hierzu, die wir in den modernen Industriesiedlungen Marl, Wolfsburg, Leverkusen und Salzgitter bereits haben, müssen allgemeingültig und vorbildlich werden.

Die Zahl der wohnungsuchenden Mitarbeiter der Henrichshütte betrug am 1. November 1951 850 und stieg bis zum 1. Oktober 1957 auf 1852. Da es unmöglich war, eine so große Zahl von Wohnungssuchenden in absehbarer Zeit zu versorgen, wurden alle Anträge auf Zuteilung einer werksgebundenen Wohnung überprüft und ein Teil zurückgestellt bzw. aus der Bearbeitung genommen. Trotzdem wurden am 1. Oktober 1958 noch 1134 wohnungssuchende Belegschaftsmitglieder registriert.

Am 1. Oktober 1958 befanden sich 371 Wohnungen in Bau, hiervon allein 244 auf dem Hof Middeldorf und 100 auf dem Hof Schulte-Kortwig. Das geplante Hochhaus sowie die sieben-geschossigen Punkthäuser innerhalb dieses Bauprogramms für 244 Wohnungen erhalten eine bessere Ausstattung und erfordern dadurch höhere Mieten. Der Bau von Hochhäusern wird durch gewisse Bodenverhältnisse notwendig. Trotz der zur Zeit bestehenden Arbeitseinschränkungen auf der Henrichshütte werden jedoch alle Wohnungen vermietet werden können. Nach Fertigstellung dieser 371 Wohnungen bleibt aber immer noch ein großer Teil der wohnungssuchenden Belegschaftsmitglieder unversorgt. Hierzu kommen die vielen jungen Belegschaftsmitglieder, die einen eigenen Hausstand gründen wollen. Diese Zugänge werden zwar nicht mehr so stark sein wie in den vergangenen Jahren (etwa 400–500 pro Jahr), aber immerhin auf 200–250 geschätzt. Die Fortführung des werksgeforderten Wohnungsbaus ist also trotz der durch den Konjunkturrückgang bedingten Arbeitseinschränkungen und Entlassungen notwendig, da die Zahl der dringenden Wohnungsfälle und die von den Betrieben gewünschte Bindung der Stammsbelegschaft an das Werk dies erfordern.

Die Planung von Bauvorhaben geschieht auf lange Sicht, die Ausführung benötigt stets einen größeren Zeitraum. Der Fehlbestand an Wohnungen wird sich in jedem Fall erhöhen; darüber hinaus würde die Abwanderung von Fachkräften zu Werken, die den Wohnungsbau nicht unterbrechen, begünstigt werden. Beides muß im Interesse der Hütte und ihrer Belegschaftsmitglieder vermieden werden. Deshalb bauen wir weiter.

*

In der Zeit vom 1. November 1951 bis zum 1. Oktober 1958 wurden für Belegschaftsmitglieder der Henrichshütte 1291 neue Wohnungen gebaut bzw. angemietet. 92 Wohnungen mußten in der gleichen Zeit abgerissen werden, da die Grundstücke anderweitig benötigt wurden. Die zur Zeit insgesamt vorhandenen 2444 Wohnungen werden wie folgt bewohnt:

- 1541 von Arbeitern
- 379 von Angestellten
- 120 von Witwen
- 135 von Rentnern
- 80 von Eigenheimern
- 52 von Einliegern
- 137 von Werksfremden
- 2444 Wohnungen

Noch starke Bautätigkeit: Trotz abgeschwächter Beschäftigungslage in der Stahlindustrie werden von vielen Hüttenwerken die laufenden Wohnungsbauvorhaben weitergeführt, da noch immer viele Wohnungen gebraucht werden. So entstehen gegenwärtig auf dem Gelände Hof Middeldorf in Welper 244 neue Wohnungen für Mitarbeiter der Henrichshütte. Links die Hochofengruppe der Hütte

HENRICHSHÜTTE: Wir bauen weiter

Die Notwendigkeit, für den Wohnungsbedarf der Arbeiter und Angestellten zu sorgen, wurde von den Hütten- und Zechenbetrieben schon früh erkannt. Das Heranziehen und die Seßhaftmachung von Belegschaftsmitgliedern war ohne die gleichzeitige Bereitstellung von Wohnungen schwierig. Bereits um 1870 wurden die ersten Werkswohnungen für die Henrichshütte errichtet. Bei Kriegsbeginn 1939 besaß die Henrichshütte rund 1200 werksgebundene Wohnungen. Darüber hinaus wurde ein großer Teil der von der Gartenstadt Hüttenau in Welper errichteten Eigenheime und der von der Stadt Hattingen am Rosenberg gebauten Mietwohnungen zur Unterbringung von Belegschaftsmitgliedern der Henrichshütte durch die Hergabe zinsloser und zinsverbilligter Darlehen mitfinanziert.

Der zweite Weltkrieg und die Nachkriegsverhältnisse brachten nicht nur die Zerstörung oder Beschädigung fast aller Werkswohnungen mit sich, sondern schafften auch einen aufgestauten Wohnungsbedarf, da sich in der Wohnungswirtschaft bis zum Jahre 1950 kaum etwas regte. Lediglich der Schutt wurde abgetragen, und die notwendigsten Reparaturen konnten erledigt werden. Im Jahre 1950 begann für die Henrichshütte das Wiederaufbau- und Reparaturprogramm. Bei Neugründung der Ruhrstahl AG am 1. November 1951 verfügte die Henrichshütte wieder über 1245 werksgebundene Wohnungen. Der private Wohnungsbau, der in früheren Jahren den überwiegenden Teil aller Wohnungen errichtete, war durch die Folgen der Währungsumstellung nicht mehr in der Lage, das erforderliche Kapital aufzubringen. Das machte – auch heute noch – eine wesentlich stärkere Werksbeteiligung am Wohnungsbau als in den Jahren vor dem Kriege notwendig.

*

Die seit 1951 bis jetzt ständig größer gewordene Zahl von Belegschaftsmitgliedern brachte eine steigende Nachfrage nach Wohnungen. Es genügt nicht, um die Herstellung guter Arbeitsverhältnisse bemüht zu sein. Die besten Arbeitsverhältnisse kommen nur dort zur vollen Auswirkung, wo in der häuslichen Lebensführung und Lebensfürsorge die körperlichen, seelischen und geistigen Kräfte gewonnen werden, die für Verhalten und Leistung im Betrieb erforderlich sind. Die entscheidende Voraussetzung hierfür ist die Gestaltung der Wohnverhältnisse. Je besser diese sind, um so größer werden die Arbeitsfreude und die Leistungsbereitschaft im Betrieb sein. Diese aber sind wieder die Voraussetzung für ein erhöhtes Einkommen. Das Werk selbst gewinnt durch den Bau werksgebundener Wohnungen den Vorteil, daß ein Stamm von qualifizierten Arbeitern und Angestellten der Hütte erhalten bleibt.

Lucas, Henrichshütte



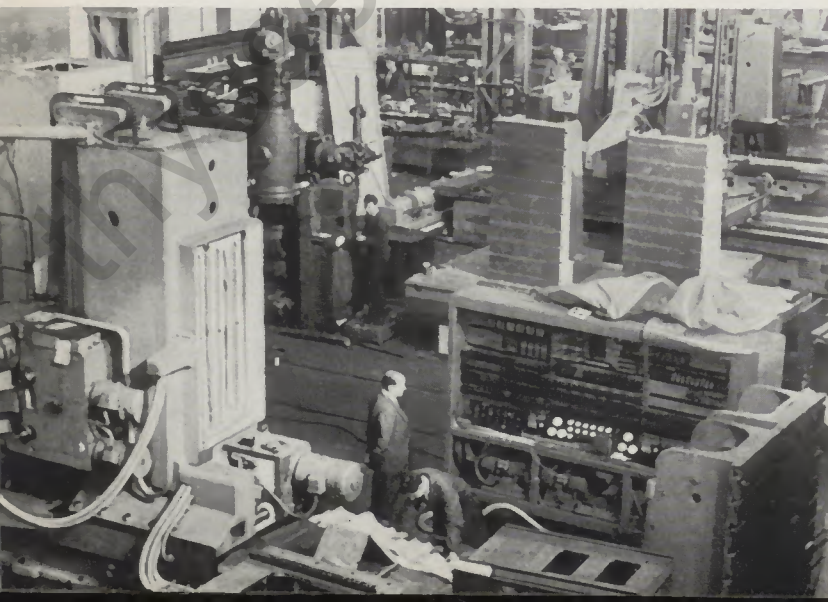


NEUER WERKZEUGBAU

In der Werkzeitschrift 10/57 wurde in einem Bericht über den Werkzeugbau der Presswerke Brackwede von einem „Puzzle-Spiel“ gesprochen. Wir können jetzt berichten, daß es inzwischen gelungen ist, aus vielen einzelnen Elementen dieses Puzzle-Spiel abzuschließen: Seit Mitte Mai befindet sich der Werkzeugbau in seiner neuen Halle, die nach den neuesten technischen und architektonischen Erkenntnissen errichtet wurde.

Viel Glas wurde in dem 20×80 m Grundfläche messenden Bau verwendet, doch blieb in den Sommermonaten auch an ausgesprochenen Sonnentagen die Raumtemperatur in erträglichen Grenzen, ohne daß eine künstliche Belüftung notwendig gewesen wäre. Wir hoffen nun, daß die eingebaute Deckenstrahlheizung in dem vor uns liegenden Winter gleich gut ihre Bewährungsprobe besteht.

Leider standen beim Einzug nicht alle vorgesehenen Maschinen sofort zur Verfügung: Teils waren die neuen Maschinen noch nicht geliefert, teils mußten ältere Aggregate überholt werden und fielen deshalb für die Produktion einige Wochen aus. Dennoch galt es, den Betrieb aufrechtzuerhalten.



Unser Betrieb IV hat den Werkzeugbau während dieser Zeit weitgehend mit seinen Maschinen unterstützt. Inzwischen sind nun bis auf die große Kopierfräsmaschine und die Tuschierpresse alle geplanten Maschinen in der neuen Werkshalle aufgestellt.

Die Presswerke Brackwede benötigen nicht soviel Werkzeuge, wie es der Kapazität des Werkzeugbaus entsprechen würde. Es ist aber inzwischen allgemein bekannt, daß dieser Betrieb etwa 50 % seiner Werkzeugproduktion verkauft; er hat sich also von einer „unproduktiven“ zu einer „produktiven“ Betriebsabteilung entwickelt.

Welches waren nun die Gründe, die das Werk veranlaßt haben, einen neuen Werkzeugbau zu planen und zu bauen? Wollte man auch in Zukunft das zunehmende Werkzeuggeschäft wahrnehmen, so war für die Herstellung moderner Werkzeuge unser bisheriger Werkzeugbau völlig ungeeignet. Der Raum war zu niedrig, die Kranbestückung bei weitem zu schwach. Die vorhandenen 1,5-t-Kräne konnten unmöglich — trotz Zuhilfenahme von Gabelstaplern — die Bewegung schwerer Lasten bewältigen. Der Bedarf an Großwerkzeugen, besonders für die Automobilindustrie, ist noch immer groß und wird es voraussichtlich auch weiterhin bleiben. Ein Automobil ist ebenso in Form und Ausstattung der Mode unterworfen wie die Kleider der Damen. Die „Modeschauen“ der Kraftwagen sind die Automobilausstellungen in den wichtigsten Industriestaaten. Sie finden auch in Westdeutschland — turnusmäßig alle zwei Jahre — statt (früher in Berlin, nach dem Krieg in Frankfurt). Voraussetzung für die äußere Formgebung eines neuen Automobils sind neue Werkzeuge. Ihr Wert beläuft sich zumeist auf einige Millionen DM pro Serie des jeweils neu „aufgelegten“ Fahrzeugmodells. Diese Millionenobjekte können von einem Werkzeugbau allein in den erforderlichen kurzen Terminen nicht erstellt werden. So hat sich die Gewohnheit entwickelt, ein neues Objekt unter mehreren Werkzeugbaufirmen aufzuteilen. Es arbeiten hieran also nicht nur der Werkzeugbau des betreffenden Automobilwerks, sondern gleichzeitig auch mehrere Werkzeugabteilungen fremder Firmen, die meist auch über eine Presserei verfügen müssen, um die Werkzeuge auszuprobieren und anschließend eine kleinere oder größere Anlaufserie zu fertigen. In die Reihe dieser Her-

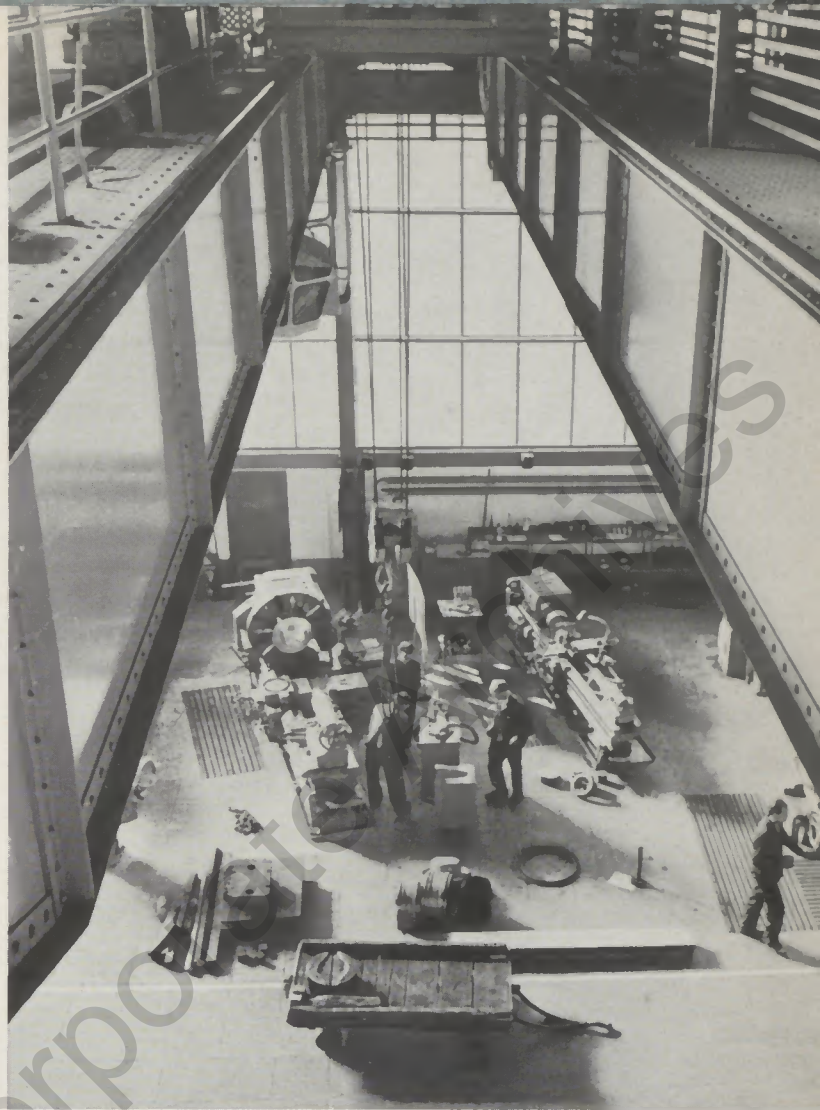
steller ist nun, nach Fertigstellung des Werkzeugbaus, auch unser Werk mit eingegliedert worden. Sinngemäß gilt das vorstehend geschilderte überall da, wo die Fertigung Feinblech verarbeitet, so z. B. in der Gasherdindustrie, Kühlschrank-, Waschautomaten-, Leuchtenfertigung u. a.

Im Werkzeugbau des Werkes Brackwede hat sich allerdings in den letzten Jahren ein struktureller Wandel vollzogen. Während bisher im wesentlichen für den Eigenbedarf Werkzeuge für Mittel- und Grobbleche benötigt wurden, muß nunmehr in zunehmendem Maß die Fertigung von Werkzeugen für Feinbleche beherrscht werden. Die hierfür erforderliche Art von Werkzeugen setzte sowohl bei der Konstruktion als auch in der Fertigung wesentlich höhere Anforderungen voraus. Nach einem festgelegten Plan wird bei der Hereinnahme von Werkzeugaufträgen der Schwierigkeitsgrad der Werkzeuge systematisch gesteigert.

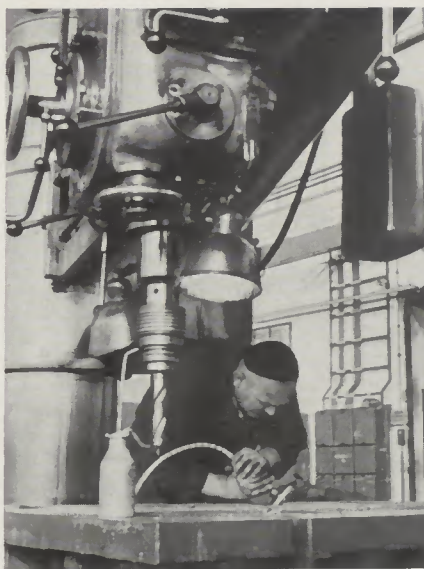
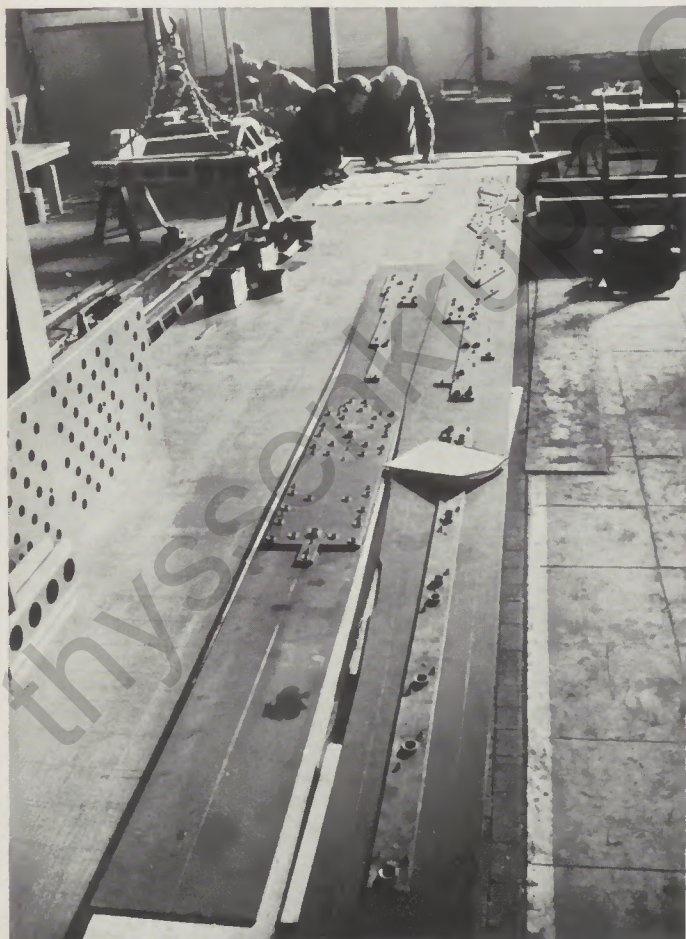
Neben der eigentlichen Konstruktion stehen auch eine Reihe von Konstruktions- und Nebenarbeiten, die sich finanziell allerdings nur indirekt auswirken. Hierzu gehören die Aufstellung von Werksnormen, die Auswahl von Stählen nach Abmessung und Qualität, die Mitarbeit im AWF (Ausschuß für wirtschaftliche Fertigung für Großwerkzeuge) und insbesondere die Beobachtung der Entwicklung der Kunststoffe für Werkzeuge und Werkstücke sowie deren Einsatz.

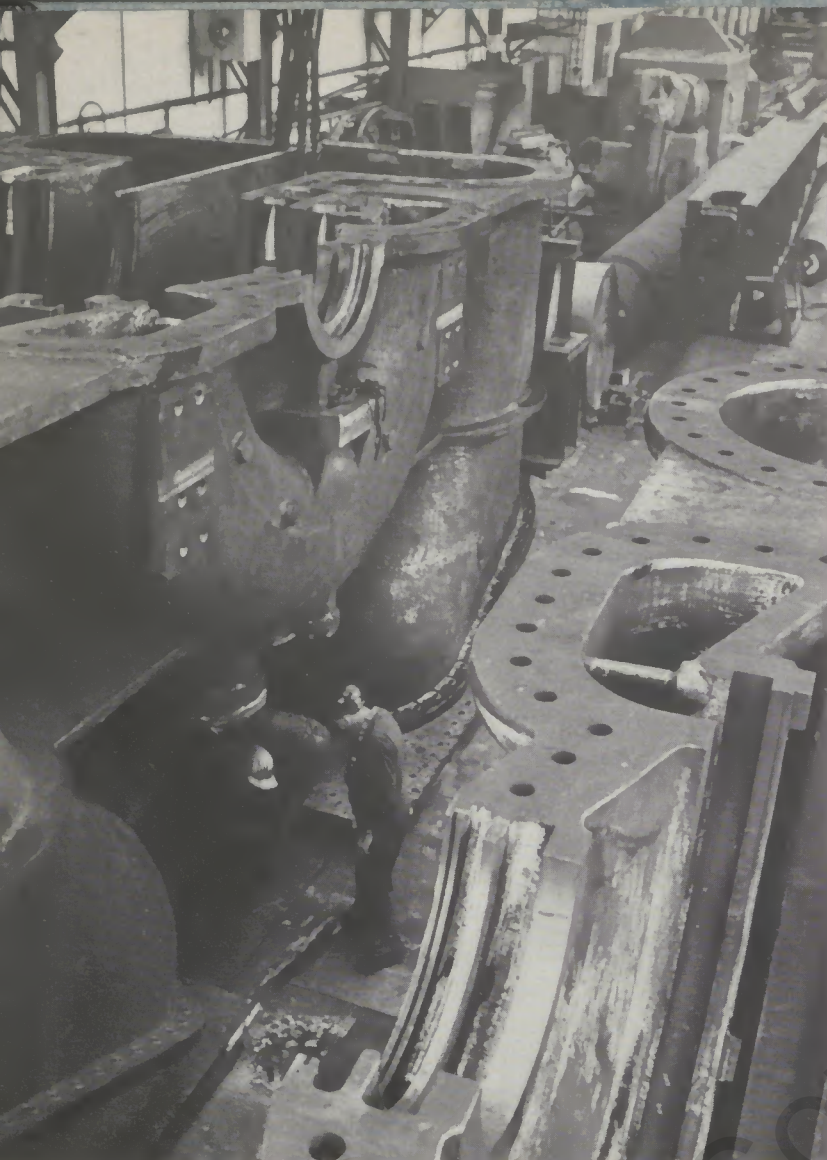
Bereits 1953 führten wir den ersten Auftrag für Großwerkzeuge durch; im Vergleich zu heutigen Aufträgen mag man ihn als „primitiv“ ansprechen, doch war er ein erster Erfolg auf diesem Gebiet. Die seinerzeit aufgenommene Fertigung findet gegenwärtig ihre äußere Krönung in der Erstellung des Werkzeugbaus. Laufend hat sich der Kundenkreis erweitert, alte Kunden erteilen neue Aufträge. Hier spielt offenbar der alte kaufmännische Grundsatz eine Rolle, nach dem gute Ware die beste Reklame ist. Die stetige Entwicklung des Werkzeugbaus in Brackwede läßt sich sehr deutlich an der Steigerung der Belegschaftsstärke dieses Betriebes ablesen: Von 1952 bis Herbst 1958 erhöhte sich die Mitarbeiterzahl von 70 auf 117 Köpfe.

Alle Mitarbeiter verdienen Dank — ob sie im Büro oder in der Werkstatt tätig sind —, die optimistisch und tatkräftig das bisher erreichte möglich gemacht haben. Die Umstellung von altherkömmlicher zur modernen Fertigung war nicht immer leicht. Der Erfolg hat uns recht gegeben: Nicht nur in Deutschland, sondern bereits auch im Ausland arbeiten unsere Werkzeuge zur vollen Zufriedenheit unserer zahlreichen Kunden. *Appl. Brackwede*



Großzügige Anlage, moderne Maschinen: Ein Blick in die geräumige Halle des neuen Werkzeugbaus der Presswerke Brackwede (Bild linke Seite oben) zeigt, daß man einen Betrieb eingerichtet hat, der in jeder Hinsicht produktionstechnischen wie auch betriebswirtschaftlichen Rationalisierungs- und Modernisierungsbestrebungen gerecht wird. Die neue Kopierfräsmaschine befand sich Ende Oktober noch auf dem Prüfstand des Bielefelder Herstellers (Bild linke Seite unten). Auch ein Blick von einem großen Hallenkran auf einen Teil der Werkzeugbaudreherei vermittelt den Ausdruck großer Geräumigkeit der neuen Anlage (Bild oben). Seit Mai wird im neuen Werkzeugbau produziert, wenngleich auch erst jetzt der Maschinenpark weitgehend komplettiert werden konnte. Unser Foto links zeigt das Bearbeiten von Abwicklungsschablonen für Längsträger auf der Meßplatte. Unten Schnappschüsse „am neuen Arbeitsplatz“





Außerordentlich günstig ist die Lage des Gemeinschaftswerks zu den Absatzgebieten, da es im äußersten Südosten des Versorgungsgebiets der VEW gelegen ist. So hat das Kraftwerk die kürzesten Leitungsverbindungen zu den Umspannwerken Wuppertal-Langerfeld und Viktorstraße der Wuppertaler Stadtwerke AG, zu den Umspannwerken Witten, Schwelm, Prinz-Regent und Bochum der VEW u. a.

Seit der Errichtung des Gemeinschaftswerks in den Jahren 1911/12 wurden mehrere Erweiterungs- und Umbauten entsprechend dem ständig steigenden Energiebedarf und dem technischen Fortschritt vorgenommen. Nach Beendigung des gegenwärtigen Erweiterungsbaus wird sich das Gemeinschaftswerk Hattingen als eine wirkliche Sehenswürdigkeit dem Besucher präsentieren, insbesondere wenn er von Hattingen mit dem Wagen nach Nierenhof fährt.

Im Jahre 1955 erhielt das Baubüro des Gemeinschaftswerks Hattingen den Auftrag, eine Erweiterung der vorhandenen Anlagen um 2 Turbinen mit je 100 MW vorzunehmen. Der Leistung von 200 MW entspricht etwa der Strombedarf einer Stadt mit 600 000 Einwohnern einschließlich ihrer Großindustrie, zum Beispiel Dortmund. In erster Linie war es wie stets bei allen Kraftwerksbauten im hiesigen Gebiet Aufgabe, die zur Energiegewinnung notwendige Kohle so wirtschaftlich wie möglich auszunutzen. Nach langwierigen Berechnungen und Versuchen wurden die entsprechenden Anlagen entwickelt.

Die beiden Kraftwerksblöcke sind für einen Frischdampfzustand von 225 atü und 600° C ausgelegt. Für die Speisewasservorwärmung wird den Turbinen in 10 Stufen Dampf entnommen und damit das Speisewasser auf rund 305° C erwärmt. Berechnungen haben ergeben, daß der spezifische Wärmeverbrauch zur Erzeugung einer Kilowatt-Stunde nur 2107 Wärmeinheiten beträgt, das heißt also, daß aus einem kg Kohle mehr als 3 kWh erzeugt werden können, gegenüber nur 1 kWh vor 30 Jahren. Das Gemeinschaftswerk Hattingen ist die zweite Anlage Europas mit 600° C Dampfüberhitzung für die öffentliche Elektrizitätsversorgung; sie ist übrigens die größte.

Die Turbine jedes Blocks hat eine größte Leistung von 107 MW und ist aus vier Dampfgehäusen zusammengesetzt. Die beiden Kondensatoren für jede Turbine sind mit Messingrohren von 5 m Länge mit je 15 720 Stück berohrt.

Auf die Reinhaltung der Luft wurde größter Wert gelegt. Schon in der Brennkammer wird ein großer Teil des Staubes eingebunden; für die Elektrofilteranlagen beider Blöcke wurden allein über 1,5 Mio DM ausgegeben.

Im Juli 1956 wurde der erste Gründungspfeiler geschlagen. Im August 1956 wurde mit den Fundamentierungsarbeiten und im

GEMEINSCHAFTSWERK HATTINGEN

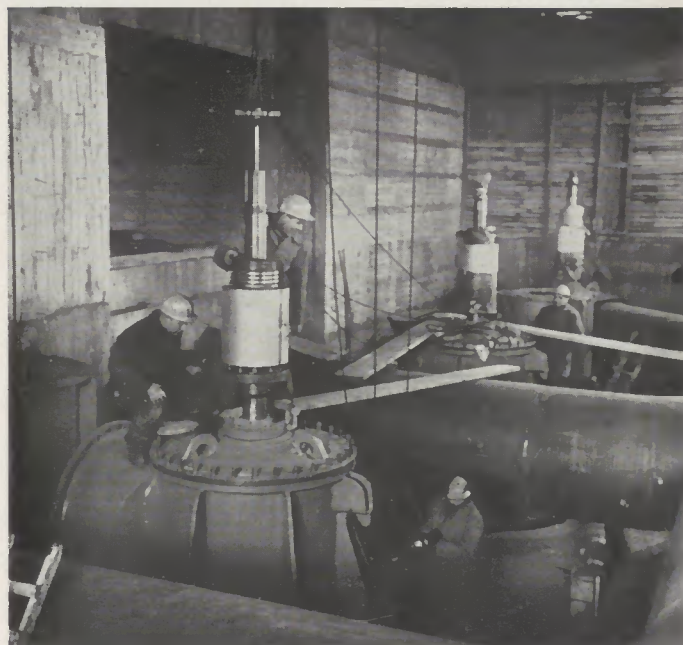
Ruhrstahl liefert Pumpen und Turbinenteile

In diesen Wochen ging ein Bauprojekt in Hattingen seiner Vollendung entgegen, das für die Energieerzeugung des Ennepe-Ruhr-Kreises und der daran angrenzenden Gebiete von großer Bedeutung ist. In den letzten Oktobertagen wurde nämlich der Erweiterungsbau Block B des Gemeinschaftswerks Hattingen seiner Bestimmung zugeführt. Der Kraftwerksblock C ist in seinen Baulichkeiten ebenfalls bereits fertiggestellt. Die Montage der Kessel- und maschinentechnischen Anlagen ist soweit fortgeschritten, daß die Inbetriebnahme im Frühsommer des neuen Jahres erfolgen kann.

Das Gemeinschaftswerk Hattingen GmbH ist eine Gesellschaft, deren Geschäftsanteile sich je zur Hälfte im Besitz der Vereinigten Elektrizitätswerke Westfalen AG (VEW), Dortmund, und der Wuppertaler Stadtwerke AG befinden. Das Kraftwerk wurde in den Jahren 1911/12 gemeinsam von der damaligen Elektrizitätswerk Westfalen AG und der Stadt Barmen gebaut. Entscheidend für die Wahl des Standortes waren die günstige Lage zur Kohle, zum Wasser und zu den Absatzgebieten.

In einem Umkreis von 10 km liegen besonders verkehrsgünstig sieben sogenannte Südrandzechen. Die Kohle dieser Zechen ist gasarm und daher weniger geeignet für die Gewinnung chemischer Produkte. Mit der VEW-Zeche „Alte Haase“ ist das Gemeinschaftswerk Hattingen durch eine Seilbahn verbunden.

Das Kühlwasser für das Kraftwerk kann der Ruhr laufend entnommen und nach Gebrauch wieder abgegeben werden. Außerdem sind die Temperaturverhältnisse der Flußwasserkühlung bedeutend besser als bei dem weniger wirtschaftlichen Gebrauch von Kaminkühlern.



Oktober des gleichen Jahres mit dem Betonschwerbau begonnen. 36 000 cbm Erde mußten bewegt werden und 19 000 cbm Eisenbeton wurden mit 2100 t Baustahl hergestellt.

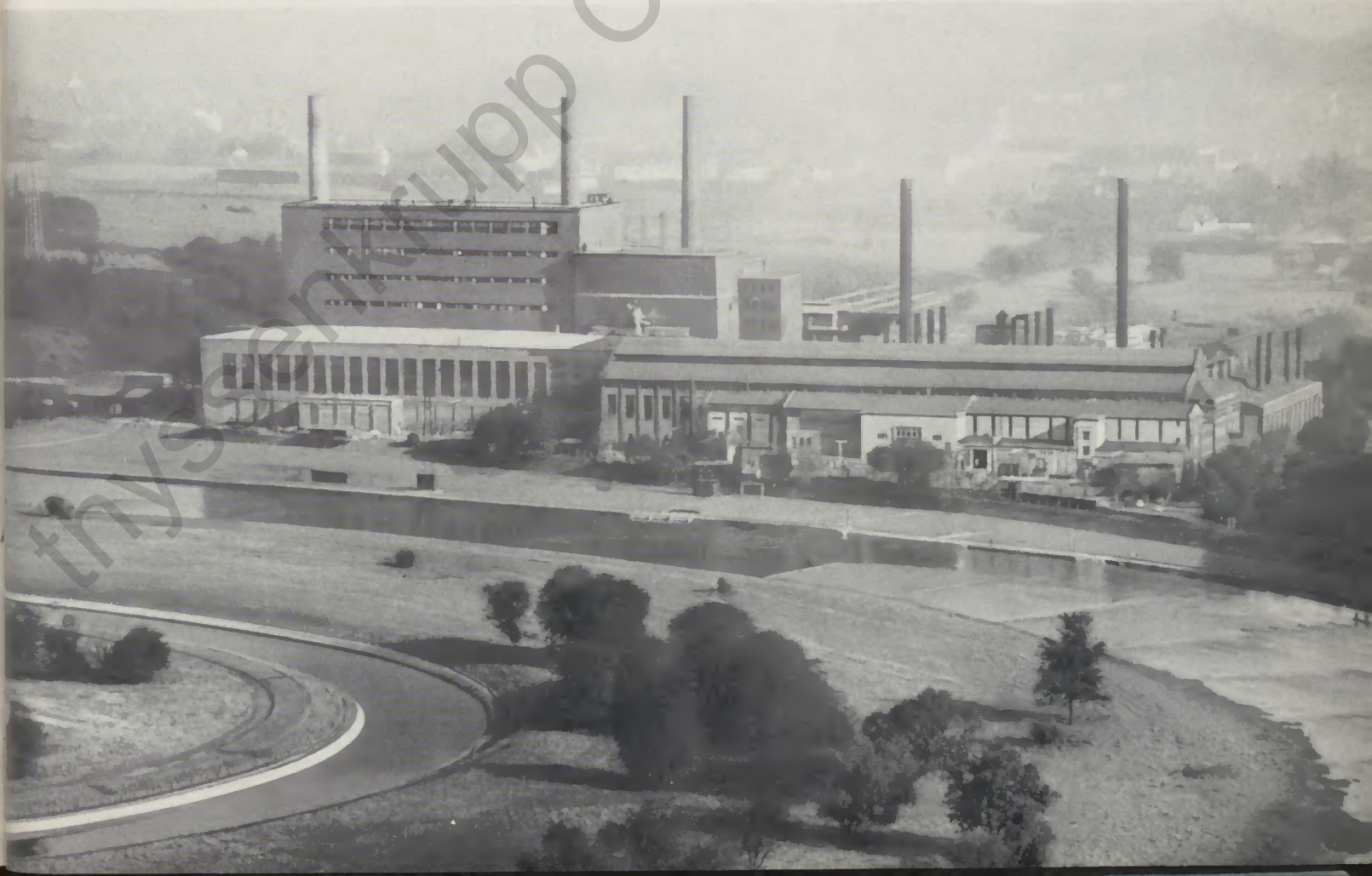
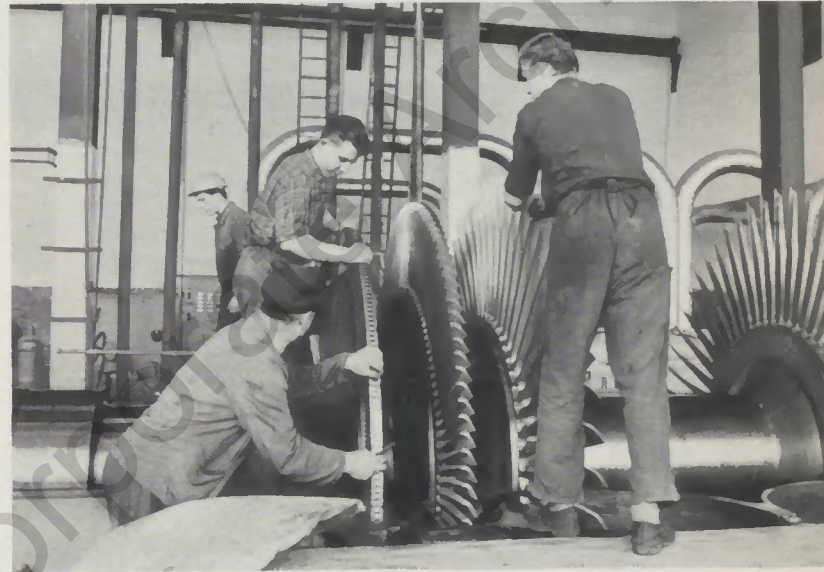
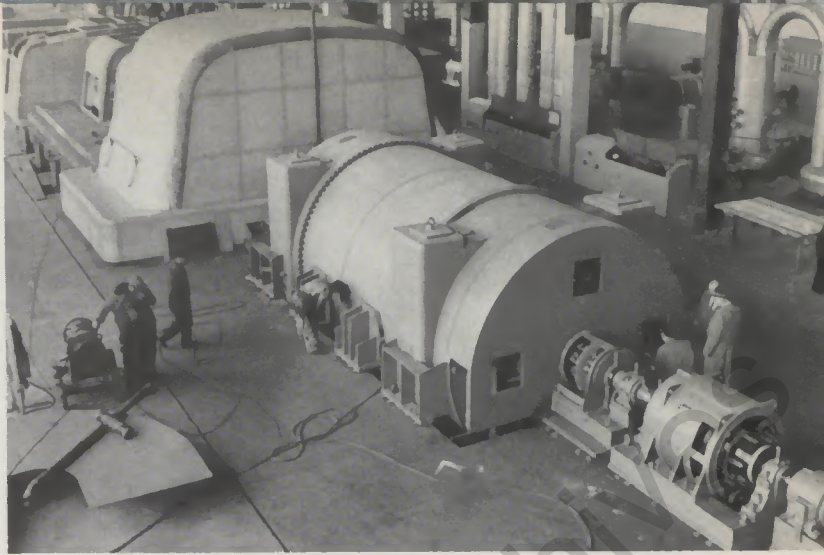
Im März 1957 begann die Rhein Stahl Union Brückenbau AG, Dortmund, mit der Montage von 2300 t Stahlkonstruktion. Mitte 1957 wurde mit der Ausmauerung begonnen; insgesamt mußten 1 200 000 Ziegelsteine vermauert werden. An der Planung und Durchführung des 53 m hohen Bauwerks (der Schornstein, auf den Schwerbauteil des Gebäudes aufgemauert, mißt sogar 80 m) waren neben beratenden Ingenieurbüros die Vorstände der beiden Energieversorgungsunternehmen (VEW und Wuppertaler Stadtwerke), die Werksleitung sowie die bautechnische, maschinentechnische und elektrotechnische Abteilung der VEW beteiligt.

*

Die Ruhrstahl AG hat ebenfalls ein nicht geringes Verdienst an der Erstellung des maschinellen Teils der Anlage. Die Henrichshütte hat für die Bauabschnitte Hattingen B und C je ein vierteiliges Niederdruckturbinengehäuse aus Eisenguß (fertig bearbeitet 166 t), je eine Spindelwelle (vorgedreht, 15 t, 6540 mm Länge, größter Durchmesser 1360 mm, kleinster Durchmesser 100 mm) sowie je eine Läuferwelle (vorgedreht, 8,7 t, 4640 mm Länge, Schaftdurchmesser: größter Querschnitt 1010 mm, kleinster Querschnitt 360 mm; Flanschdurchmesser 770 mm; 15 Kämme) geliefert.

Die Abteilung Pumpenbau des Annener Gussstahlwerks lieferte für das Gemeinschaftswerk folgende Aggregate: 2 Tiefbrunnenspumpen (Nennweite 600 mm, Durchmesser des Laufrades 550 mm, Fördermenge 3600 m³/h, Förderhöhe 14 m Flüssigkeitssäule, Drehzahl 730 U/min, Leistung 220 PS); 3 Kaplanpumpen (1200 mm Nennweite, Fördermenge 12 600 m³/h, Förderhöhe 11,2 m, Drehzahl 1490 U/min, Leistung 603 PS). Sowohl an die Werke Hattingen als auch Annen wurden hinsichtlich des Materials wie der Leistungen der von ihnen zu erstellenden Maschinenteile größte Anforderungen gestellt. Die vielfältigen Probleme konnten aber zur Zufriedenheit des Auftraggebers gelöst werden.

Ruhrstahl lieferte Kraftwerkszubehör: Besonders eindrucksvolle Objekte waren zwei vierteilige Niederdruckturbinengehäuse, die unser Foto ganz links kurz vor dem Abtransport zum Gemeinschaftswerk zeigt. Nach dem Einbau des Läufers (Bild rechts) in das Turbinengehäuse waren noch viele zeitraubende Montagearbeiten notwendig, bis schließlich Ende Oktober die Turbinen erstmalig probeliefen (Bild oben rechts). Die Abteilung Ruhrpumpen des Annener Gussstahlwerks konnte die Montage der fünf von ihr gelieferten Pumpen (unser Bild links zeigt drei davon) bereits im Frühjahr beenden



Der schmerzende Rücken

Jeder praktisch tätige Arzt erlebt täglich, daß ein Patient zu ihm kommt mit der Klage: „Herr Doktor, ich habe es an der Bandscheibe.“ Das Wort „Bandscheibe“ ist eines der Schlagwörter unserer Zeit geworden, und es ist notwendig, auch an dieser Stelle einmal etwas darüber zu sagen. Die Bandscheibe ist eine Knorpelplatte und liegt zwischen den einzelnen Wirbelkörpern. Neue medizinische Erkenntnisse zeigen, daß das, was früher oft als Rheumatismus im Bereich der Rückenmuskulatur bezeichnet wurde, tatsächlich teilweise auf krankhafte Vorgänge im Bereich der Bandscheiben zurückzuführen ist. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß nun alle Rückenschmerzen Folgen einer Erkrankung der Bandscheiben sind. Rückenschmerzen sind oft nur das Ergebnis einer falschen Haltung beim Gehen, Sitzen oder Liegen. Sehr häufig ist der Grund ein Senk- oder Plattfuß. Das längere Tragen von Schuhen mit dünnen Sohlen (Pantoffeln o. ä.) ist daher nicht empfehlenswert. Vor allem bei der Arbeit sollten Schuhe mit festen Sohlen (bei schon bestehendem Senkfuß mit Einlagen) getragen werden. Der zu tiefe und unbequeme Sitz an einer Maschine kann die Bänder der Wirbelsäule überdehnen und daher Rückenschmerzen hervorrufen, ebenso der falsche Sitz des Kraftfahrers.

Bei Menschen, die zu solchen Beschwerden neigen, kann eine zu weiche Matratze ebenfalls die Schmerzen vermehren. Es empfiehlt sich in solchen Fällen das Unterlegen eines Bretts oder harter Pappe.

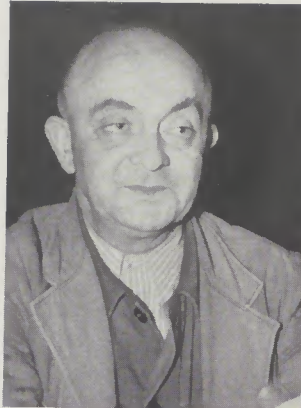
Ein wirklicher Bandscheibenschaden liegt nur dann vor, wenn nachweisbare Veränderungen an den zwischen den Wirbeln gelegenen Knorpelscheiben vorhanden sind. Es kann z. B. passieren, daß bei einer ungeschickten Bewegung ein Teil der Knorpelmasse zwischen den Wirbelkörpern eingeklemmt wird. Es entsteht dadurch ein Druck auf den Nerv. Je nach Höhe der betreffenden Bandscheibe tritt ein plötzlicher starker Schmerz auf, den wir im allgemeinen als „Hexenschuß“ bezeichnen, der aber auch ausstrahlen kann und Beschwerden hervorruft, die wir „Ischias“ nennen. Ähnliche Vorgänge können sich auch im Bereich der Halswirbelsäule abspielen und Beschwerden in der entsprechenden Muskulatur oder auch in den Armen verursachen. — Endlich können im Alter die Bandscheiben schrumpfen. Das ist ein natürlicher Vorgang. Hierdurch entstehen Beschwerden, weil sich die Wirbelkörper einander zu sehr nähern und durch die Reibung der Knochen aneinander Schmerzen hervorgerufen werden.

Die Behandlung aller Arten von Rückenschmerzen, seien sie durch Bandscheibenschäden bedingt oder nicht, gehören in die Hand des Arztes. Wenn wirkliche Schäden vorliegen, kann u. U. die eingeklemmte Bandscheibe durch Streckung und Bewegung an der geschädigten Stelle wieder in ihre richtige Lage gebracht werden. Im übrigen kann oft durch entsprechende Behandlung (Anwendung von Wärme, Massage, Spritzen, Bädern usw.) eine Heilung erzielt werden. Nicht selten ist ein Wechsel des Arbeitsplatzes erforderlich, da durch eine einseitige Belastung schon bestehende krankhafte Veränderungen sich noch verschlechtern können.

Dr. Hasse, Brackwede

40 Jahre im Dienst

HENRICHSHÜTTE



Wilhelm Fend
Meister
Hüttenbahn
am 7. August 1958



Julius Hammacher
Schleifer
Werkzeugmacherei
am 19. September 1958



Ernst Aldehoff
Statistiker
Verwaltung
am 1. Oktober 1958

25 Jahre im Dienst

HENRICHSHÜTTE

Walter Himmelmann, 1. Scherenmann, Walzwerk II, am 3. Oktober 1958

Karl Hörster, Verlager, Vergütung V, am 10. Oktober 1958

Johannes Gehrman, Former, Stahlgießerei, am 12. Oktober 1958

UNFALLSCHUTZ

Tödlicher Unfall

Am 12. Oktober erlitt unser Mitarbeiter, der Schrauber

Josef Krapp (54)

schwere Verletzungen, als er beim Umbau am Fertigerüst der Trio-Walzen von einem pendelnden Baustück im Rücken getroffen wurde. Der Verunglückte erlag noch auf dem Wege zum Krankenhaus seinen Verletzungen.

Mit dem Schrauber Josef Krapp verlieren wir einen bewährten Mitarbeiter, der erst vor wenigen Monaten sein 40jähriges Dienstjubiläum auf der Henrichshütte begehen konnte.

Die Ruhrstahl AG hat in diesem Jahr bisher nur zwei tödliche Arbeitsunfälle zu verzeichnen. Wir erinnern uns, daß sich im vergangenen Jahr leider 8 tödliche Unfälle ereignet haben.

Während die Ursache des ersten Todesfalles auf der Hütte in diesem Jahr nicht restlos geklärt werden konnte, ist der Unfall am 12. Oktober darauf zurückzuführen, daß der Verunglückte durch ein irrtümliches Handzeichen dem Kranführer vorzeitig die Anweisung zum Anziehen gab. Der anwesende Walzmeister hatte jedoch Anordnung gegeben, das Baustück noch stehenzulassen, um es durch Holzklötze zu unterbauen. Durch das vorzeitige Anziehen des Seils rutschte das Baustück auf der glatten Unterlage (Walze ohne Holzunterbau), drehte sich innerhalb des Gestells und pendelte seitlich aus dem Walzenständer heraus. In diesem Augenblick wurde Krapp von der Last tödlich

getroffen. Dieses Ereignis ist ein trauriges Beispiel dafür, daß auch Arbeitsjubilare keineswegs gegen Arbeitsunfälle gefeit sind.

Auch an diesem tragischen Unfall soll wieder einmal aufgezeigt werden, wie wichtig es ist, genau die Anweisungen der verantwortlichen Vorarbeiter, Meister oder Kolonnenführer zu befolgen, denn nur sie dürfen bei größeren Lastbewegungen, insbesondere bei Reparaturen und Umbauten, die notwendigen Anordnungen geben. Schließlich tragen sie auch die Verantwortung.

Im industriellen Großbetrieb lauern ständig Gefahren an fast allen nur denkbaren Arbeitsplätzen. Nicht nur die Zusammenarbeit zwischen „Bodenmannschaft“ und Kranführer, sondern auch jede andere Zusammenarbeit im Betrieb sollte verantwortungsbewußt und damit unfallsicher gestaltet werden. Zu unserem Bedauern hat sich die allgemeine Unfallkurve der Henrichshütte seit dem Frühjahr dieses Jahres nicht gesenkt. Die Unfallziffer liegt gegenwärtig bei etwa 9,8 Unfällen pro Monat, bezogen auf 1000 Belegschaftsmitglieder. Wenngleich wir im Verhältnis zum Durchschnitt aller in der Berufsgenossenschaft zusammengeschlossenen 65 Werke (Unfallquote 12,3) noch günstig liegen, so ist das Ziel der Henrichshütte, auf eine durchschnittliche Unfallziffer von 8,5 zu kommen, offensichtlich nicht erreicht worden. Wir hoffen, daß die Mitarbeiter der Ruhrstahl AG künftig noch mehr als bisher zur Unfallverhütung beitragen werden.



HENRICHSHÜTTE

MEISTER-EXKURSION

Der Arbeitskreis der Meister der Henrichshütte unternahm am 24. Oktober seine alljährliche Informationsfahrt, die stets einem interessanten Industrieunternehmen gilt. Diesmal blieb man im Ruhrgebiet und besuchte das Hüttenwerk Oberhausen. Die Werksbesichtigung umfaßte die Hochofenanlage und das für unsere Meister neuartige Rotorstahlwerk; darüber hinaus wurde das Thomas-Stahlwerk und die neue Grobblechstraße – die besonders unsere Walzwerker interessierte – besichtigt. In der anschließenden Diskussion mit Herren des Oberhauser Werks zeigten sich die Hattinger Meister als eine durchaus kritische Besuchergruppe. Eine Rundfahrt im Ruhrorter Hafen und ein geselliges Beisammensein in der „Bürgergesellschaft“ zu Bochum schlossen den für alle Beteiligten schönen Tag ab.



Frau van Kempen — Hattingen — empfiehlt:

Michener: **Die Brücke von Andau**

Die Brücke bei Andau wird vom Verfasser als Symbol der Freiheit für Tausende von ungarischen Flüchtlingen gebraucht. Der mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnete amerikanische Autor hat mit den Flüchtenden in Österreich, auf dem Boden der Freiheit gesprochen. Aus der Vielfalt dieser Schicksale hat er sorgfältig abwägend ein lebendiges Bild jener Oktober- und Novembertage des Jahres 1956 aus der Sicht des Volkes vor uns erstehen lassen. Ein stiller, von Heldentum und Leidenschaft erfüllter Bericht.

Bernatzik: **Jagd am Blauen Nil**

Was den Verfasser auszeichnet, ist seine Gabe, Menschen und Tiere in den von ihm bereisten Gegenden in eine enge Beziehung zu ihrer Umwelt zu bringen. Das Tier ist für ihn kein Jagdobjekt, sondern ein lebendiges Geschöpf, dessen sinnlose Ausrottung durch Abenteurer und Geschäftsmacher Bernatzik als einen Frevel gegen die Natur ansieht. Ein Buch, das auch bei unseren jugendlichen Lesern sehr willkommen sein wird.

Fräulein Kathagen — Annen — empfiehlt:

Werner Bergengruen: **Der Starost**

Unerschütterlich und unerbittlich geht der Starost von Karp, ein kurländischer Edel-

mann z. Z. Katharina der Großen, seinen vom Schicksal vorgezeichneten Weg. Durch seine machtvolle Persönlichkeit beherrscht er völlig seine Umgebung. Und doch zerbricht er fast, als sein einziger Sohn in den Bann einer Schauspielerin und den höfischen Glanz der Zarenhauptstadt Petersburg gerät. Heimat und Familie aufgibt und sich auch mit Hilfe eines Gold- und Gottsuchers, der sich später als Scharlatan erweist, nicht zurückgewinnen läßt.

Sehr gut gezeichnet sind auch die Nebengestalten des Buches, etwa die zarte und duldsame Starostin und Agnes, die Verlobte des Sohnes. Die Sprache ist — wie immer bei Bergengruen — gepflegt und klar. Ein Buch, das seinen Wert behalten wird.

Schwester Marga — Brackwede — empfiehlt:

Wilhelm Pleyer: **Der Heimweg**

Ein ebenso humoristischer wie lebenserner Roman, ein frohes und weises Buch: Es verbindet echte Romantik mit starken Realismus, Abenteuerlichkeit mit dem Sinn für Rechtschaffenheit, Geist mit tiefem Gemüt. Ein junger Bildhauer erzählt nun denkbar fesselnd von seinen Lehrjahren in Prag — Reichenberg, Isergebirge, Egerland, Böhmerwald. Die Erzählung in der Ichform ist so spannend, daß sich kein Leser dem Bann dieses Buches, einer echten, starken Dichtung, zu entziehen vermag.

HOCH HINAUS

60 Jahre denk ich zurück,
da ich als Kind noch mit Murmeln gespielt;
wie schlug das Herz in kindlichem Glück,
wenn ich von Mutter zwei Pfennig erhielt.
Zufrieden und bescheiden damals die Welt,
und wußte nichts von Neiden und Hassen.
Wer sich erschaffte Wohlstand und Geld,
man hat es ihm neidlos gelassen.
Der Bäcker trug von Haus zu Haus,
den Fleischer sah man tragen,
die Marktfrau zog bepackt hinaus,
wer wußte von Lieferwagen?
Segen war der Mühe Preis,
man sah sich Hände regen.
Es wurde froh geschafft mit Fleiß,
ein sorgendes Bewegen.
Da wurde noch gestrickt, geflickt,
das Alte tat man wenden.

Frauenhände, sehr geschickt,
sparten an allen Enden.
Und wie geht es heute zu,
wo ist noch zufriedenes Schaffen?
Nervosität, Hast und Unruh,
im Tempo geht das Raffen.
Wo geht die Frau noch in Kattun
und selbstgestrickten Strümpfen?
Man würde über solches Tun
nur noch die Nase rümpfen.
Modern geht heut die Dame aus,
in Perlon und in Seide,
herrschaftlich ihr ganzes Haus,
wenn auch auf Pump und Kreide.
Die ehrbare Redlichkeit
verworfen ist als Plunder,
und dieses nennt man „neue Zeit“
ist das auch noch ein „Wunder“?

Bernhard Nöthen (Hochfötenpensionär), Hattingen

UNSERE TOTEN

HENRICHSHÜTTE

Josef Krapp	Schrauber	12. Oktober 1958
Rudolf Wengler	Presser	18. Oktober 1958
Paul Weber	Pensionär	18. Oktober 1958
Adolf Krebs	Pensionär	22. Oktober 1958
Gustav Osthold	Pensionär	28. Oktober 1958

ANNEN

Richard Güth	Kontrolleur FA	3. September 1958
--------------	----------------	-------------------

VERWALTUNG WITTEN

Otto Friedrich	Pensionär	2. September 1958
Hans Beithauer	Pensionär	20. September 1958
Martin Kruse	Pensionär	8. Oktober 1958
Karl Gerlach	Pensionär	21. Oktober 1958

WIR BEWAHREN IHNEN EIN EHRENDES ANDENKEN



Portugiesische „Umschüler“

Anfang Oktober trafen 10 portugiesische Diplom-Ingenieure in Hattingen ein, um während der kommenden Monate (bis zu einem Jahr) auf der Henrichshütte zu „lernen“, wie ein Hüttenwerk technisch zu leiten ist. Das wird für sie nicht ganz einfach sein, denn es handelt sich nicht um Hütteningenieure, sondern um Maschinenbauer und Industrie-Chemiker. Aber sie werden Augen und Ohren offen halten, damit sie auch in der verhältnismäßig kurzen Zeit möglichst viel von ihren deutschen Kollegen über „Hüttenkunde“ erfahren. Portugal besaß bislang keine eigene Hüttenindustrie. Gegenwärtig baut jedoch ein deutsch-belgisches Firmenkonsortium (DEMAG-Rhein Stahl-Still-Sybetra) ein modernes Hüttenwerk in Portugal, in der Nähe von Seixal, am südlichen Tejo. Was liegt also näher, als die zukünftigen Techniker dieser Hütte zu jenen Unternehmen „in die Schule“ zu schicken, die im Rahmen des Konsortiums mit der Erstellung der Anlagen dieses Projektes beauftragt sind. Zunächst bestehen für unsere portugiesischen „Umschüler“ noch einige Sprachschwierigkeiten (nur zwei von ihnen sprechen Deutsch), aber fürs erste wurde mit Hilfe eines Dolmetschers der Übergang in die für die Portugiesen gewiß fremde Welt des Ruhrreviers mit seinen Zechen und Hütten erleichtert.

Die Großbetriebe an Rhein und Ruhr sind heute bevorzugte „Schulungsstätten“ für Ingenieure und Studenten der technischen Disziplinen aus aller Welt, insbesondere den sog. Entwicklungsländern. Im Zuge der Verwirklichung großer Industrialisierungsprojekte im Nahen, Mittleren und Fernen Osten, ebenso wie in manchen schwach industrialisierten Ländern Europas werden immer wieder Ingenieure und Meister aus diesen Gebieten kommen, um das „Industriehandwerk“ auch bei uns in Deutschland zu erlernen. Deutschland gehört heute zu den Staaten, deren Industrie in hohem Maße an der Industrialisierung der Entwicklungsländer durch die Lieferung ganzer Fabrikanlagen beteiligt ist. Wir werden deshalb nicht umhin können, diesen Ländern neben den Anlagen auch das technische Rüstzeug für die Beherrschung dieser Anlagen mitzugeben. Bedauerlich allerdings ist, daß die Auftragsvergabe zur Errichtung solcher oft gigantischer Industrieanlagen verschiedentlich bereits davon abhängig gemacht wird, daß die Ausbildung des Fachpersonals ebenfalls von den Herstellern der Anlagen übernommen werden muß. Im Zuge einer allseitigen Verständigung wäre es besser, wenn sich diese Fragen zwanglos regeln würden, im Sinne gegenseitiger Hilfe zwischen Wirtschaftspartnern.

An alle Rentner und Arbeitsunfähige!

Es wird dringend darum gebeten, den Hausarzt nur am Vormittag in Anspruch zu nehmen, damit am Nachmittag die Berufstätigen beim Arzt schneller behandelt werden können. Diese Bitte richten wir an Sie im Auftrag unserer Mitarbeiter.

BKK Henrichshütte und Annen

PERSONALIEN

Pensionierungen

Henrichshütte (zum 30. September 1958)
Heinrich Sälzer, H.-Arbeiter, Stahlgießerei, Invalide
Paul Willamowski, Schrottverwieger, Stahlwerk, Invalide
Emil Brämer, H.-Arbeiter, Stahlwerk, Invalide
Wilhelm Pollmann, H.-Arbeiter, Mech. Werkstatt I, Invalide
Willi Lange, Zimmerer, Bauabteilung, Invalide
Herbert Probach, Waschkauwärter, Walzwerk II, Invalide
Eduard Benninghoven, Maschinist, Gaskraftwerk, Erreichung der Altersgrenze
Albrecht Steffens, Schlosser, Hochofen, Erreichung der Altersgrenze
Oskar Wittig, Schlosser, Mech. Rep.-Werkstatt, Erreichung der Altersgrenze
Wilhelm Hesper, H.-Schlosser, Stahlwerk, Invalide
Johannes Kahmen, Schlosser, Eisenbahn, Erreichung der Altersgrenze
Erich Zwilling, Kranführer, Walzwerk II, Invalide

Wir wünschen unseren Pensionären auch für die Zukunft alles Gute

Hans Schütt, H.-Arbeiter, Bauabteilung, Invalide
Bernhard Schlieff, Meister, Elektroabteilung, Erreichung der Altersgrenze
Clemens Frohwein, Gewichtsrechner, Vorkalkulation, Erreichung der Altersgrenze
Josef Lambert, kaufm. Angestellter, Preß- u. Hammerw., Erreichung der Altersgrenze
 Henrichshütte (zum 31. Oktober 1958)
Heinrich Lingemann, Meister, Bearb.-Werkstatt, Erreichung der Altersgrenze
Wilhelm Scheller, Schlosser, Walzwerk I, Erreichung der Altersgrenze
Fritz Perner, Waschkauwärter, Mech. Werkstatt 3, Invalide
Anna Sperling, Putzfrau, Werkschutz, Invalide
Theodor Gärtner, Vorarbeiter, Bauabteilung, Invalide
Paul Sausen, Sortierer, Walzwerk II, Invalide
Lorenz Kickartz, Aufräumer, Stahlwerk, Erreichung der Altersgrenze
Heinrich Königshofen, Prüfer, Mech. Werkstatt 3, Invalide
Friedrich Feilke, Waschkauwärter, Kumpelbau, Erreichung der Altersgrenze

Deutscher Eisenhüttenstag 1958

Der Eisenhüttenstag fand in diesem Jahr am 6. und 7. November wieder in Düsseldorf statt. Diese international beachtete Fachtagung dient vor allem dazu, daß die deutschen Eisenhüttenleute einmal im Jahr zusammenkommen können, nicht zuletzt, um ihre vielfältigen technischen Probleme zu erörtern und Erfahrungen auszutauschen. In vier verschiedenen Gruppen wurden auf der diesjährigen Tagung Probleme der Metallurgie aus den Warm- und Kaltwalzbetrieben, aus dem Maschinen- und Energiewesen und schließlich aus dem Werkstoff-

gebiet diskutiert. Der Vorsitzende des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, Prof. Dr. Schenck, Aachen, sprach über das Thema „Antriebe, Vorstellungen und Wünsche zum Ausbau der Eisenhütten-technik“.

Im Rahmen der wissenschaftlichen Vorträge anlässlich des Eisenhüttenstages hielt Dr.-Ing. Rauterkus, Versuchsabteilung Henrichshütte, ein vielbeachtetes Referat zum Thema „Ultraschallprüfung von Erzeugnissen der Eisen schaffenden Industrie in der laufenden Fertigung“.

Turbinenläufer nach Japan

Auf Umwegen erreichte uns erst jetzt das untenstehende Foto, das die Entladung eines Turbinenläufers im Hafen von Yokohama (Japan) zeigt. Dieser von der Henrichshütte hergestellte Niederdruckläufer

(Fertiggewicht von 25 t) wurde für die japanische Firma Hitachi Ltd. in Tokio gefertigt und im Juli dieses Jahres verschifft. Die Hitachi Ltd. zählt zu den größten Industrieunternehmen Japans.



Portugiesische „Umschüler“: 10 portugiesische Diplom-Ingenieure wurden am 2. Oktober von Dir. Laermann im Sitzungssaal der Henrichshütte begrüßt. Es handelte sich um Ingenieure, die dazu ausersehen sind, in dem ersten in Portugal neu errichteten Hüttenwerk leitende technische Funktionen zu übernehmen. Die Bauleitung des noch nicht fertiggestellten Projekts liegt in Händen eines deutsch-belgischen Konsortiums, an dem u. a. die Rheinischen Stahlwerke beteiligt sind. Die Portugiesen sollen bei uns mit dem hüttenmännischen Betrieb vertraut gemacht werden (siehe Kurzkommunikation auf Seite 22). Inzwischen sind weitere 16 portugiesische Fachkräfte bei uns eingetroffen.



Torhaus – Unfallschutz – Diebstahl: Im Vordergrund der Diskussion in der Belegschaftsversammlung der Presswerke Brackwede am 16. Oktober standen die im Zusammenhang mit der Eröffnung des neuen Torhauses aufgetretenen organisatorischen Schwierigkeiten. Weiterer Diskussionspunkt war das Thema Unfallschutz. Mit 59 Unfällen war die Unfallbilanz des Werkes für September erschreckend passiv. Von Werksleitung und Betriebsrat wurde erneut auf die hier offenbar werdende „Unfallgleichgültigkeit“ vieler Mitarbeiter im Betrieb verwiesen. Auch der Gelddiebstahl aus dem Betriebsratszimmer kam zur Sprache. Sozialleiter Dörfler meinte ganz allgemein zum Thema „Diebstahl im Werk“, daß sie bedauerlicherweise immer wieder auf der Tagesordnung stünden und das Betriebsklima verschlechterten. – Zur Beschäftigungslage wurden von der Werksleitung verhältnismäßig erfreuliche Ausführungen gemacht.



Information der Mitarbeiter: In den Belegschaftsversammlungen der Bearbeitungswerkstätten der Henrichshütte am 20. und 22. Oktober sowie in der Betriebs-Delegiertenversammlung am 3. November stand die ungünstige Beschäftigungslage der Hütte zur Diskussion. BR-Mitglied Kuhn (Bearbeitungswerkstatt) und BR-Geschäftsführer Hemb gaben Lageberichte und nahmen zu Fragen aus dem Kollegenkreis Stellung. Am 3. November sprach Dir. Ebers vom Vorstand zu den Betriebs-Delegierten und ergriff dankenswerterweise die Gelegenheit, auch Fragen in der Diskussion zu beantworten, die viele unserer Mitarbeiter in der gegenwärtigen Situation beschäftigen.



foto des monats